

Ostland



inhalt: Arbeiter oder Aufseher · Die Sathmarer Schwaben · Else Moltke: „Holst September“
Berlin: die östlichste Großstadt des Reiches · Die Tschechen und ihr Staat · Ostland-Chronik

Westfalen

Wilhelm Erdbrinck · GmbH

Spezialunternehmen der Fleischwarenindustrie

Dortmund, Ravensberger Str. 25

Fernsprecher 336 41 und 336 42

Ein Volk,
ein Reich,
ein Führer!

**Draht-
seile**
für alle Zwecke
Siegener Seilwerk
H. W. Link
SIEGEN I. W.



**Ostland-
Kalender**

**Ausgabe 1941
in Vorbereitung**

Bestellungen werden schon
heute entgegengenommen

GAS

für die gesamte Wärmezeugung in Haushalt,
Gewerbe und Industrie verbürgt stete Betriebsbereit-
schaft, schnellste Heizwirkung, höchste Wirtschaftlichkeit, viel-
seitige Verwendungsmöglichkeit, absolute Betriebssicherheit.

Kostenlose Auskunft erteilen die

Stadtwerke Siegen und die zugelassenen Installateure

M e m e l



Memeler Dampfboot

die über Ostfragen gut informierte Zeitung

Städtische Betriebswerke G.m. b. H., Memel

Gas-, Wasser- und Elektrizitäts-Versorgung

Meta Weiß, Börsenstr. 15/17

Haus- u. Wirtschaftsartikel
Glas / Porzellan / Keramik

Gertrud Mahnke

Memel, Straße der SA 7/8 Tel. 4221

Herren- u. Damen-Spezialgeschäft

Berufsbekleidung — Kurz-, Weiß- und Wollwaren

Ostland

Halbmonatsschrift für Ostpolitik / Herausgeber: Bund Deutscher Osten e.V.

Nr. 20

Berlin, den 15. Oktober 1940

21. Jahrgang

Arbeiter oder Aufseher

Es gibt Leute, die die Ansicht vertreten, dem deutschen Volke ständen dank der politischen Neuordnung Europas so viele billige Arbeitskräfte fremder Volkstums zur Verfügung, daß es in Zukunft bestimmte „niedrige“ Arbeiten nicht mehr selber zu erledigen brauche, sondern von den Angehörigen anderer Völker, vor allem von Polen und Tschechen, durchführen lassen könne. Diese Leute sind der Meinung, es sei sozusagen „unter der Würde“ eines so mächtigen und großen Volkes wie des deutschen, noch weiterhin etwa als Landarbeiter, Grubenarbeiter, Bauarbeiter oder im Hausangestelltenberuf tätig zu sein. Zu dieser sonderbaren Vorstellung, die diese Leute von der Bedeutung des Begriffs „Herrenvolk“ haben, sei nur am Rande bemerkt, daß sie sich mit der nationalsozialistischen Grundanschauung, daß jede ehrliche Arbeit, gleich welcher Art, ihren sittlichen Wert besitze und ihre Achtung verdiene, durchaus nicht vereinbaren läßt. Wem das Wort vom „Adel der Arbeit“ mehr als ein propagandistischer Gebrauchsgegenstand ist, muß es ablehnen, zwischen „niederen“ und „höheren“ Arbeiten in dem Sinne zu unterscheiden, daß die ersteren dieses oder jenes Volkes „unwürdig“ seien. Man kann Wertungen, die auf afrikanischem Kolonialboden angebracht und notwendig sind, nicht auf den Heimatboden einer europäischen Nation übertragen. Es ist eine Auffassung, die der Weltanschauungsperspektive eines Kuponschneiders entspringt, wenn einer sagt, daß das deutsche Volk um so mehr ein Herrenvolk sei, je geringer die Zahl derjenigen deutschen Arbeiter ist, die als Landarbeiter den heimatlichen Boden beackern oder als Kumpels in die Bergwerke steigen. So viel zur sittlich-weltanschaulichen bzw. geschichtsphilosophischen Seite dieses Problems! Es gibt aber auch noch eine volkspolitische Seite. Und es erscheint angebracht, hierzu im folgenden einige Bemerkungen zu machen.

Sieht man sich die Verschiebungen an, die im Stärkeverhältnis der Volkstümer etwa in Posen oder Mähren insbesondere von der Mitte des 19. Jahrhunderts an bis zum Ausbruch des Weltkrieges eingetreten sind, so kommt man zu der Erkenntnis, daß die in die Augen springende relative, aber auch absolute Verringerung der Zahl der deutschen Bewohner dieser Landschaften in erster Linie darauf zurückzuführen ist, daß sich unzählige Deutsche durch fremde, nämlich polnische oder tschechische Volksangehörige aus bestimmten Berufen haben herausdrängen lassen, — nicht immer bloß deshalb, weil sie mehr verdienen wollten, sondern sehr häufig auch deshalb, weil ihnen diese Berufe nicht mehr „fein“ genug waren. Der wirkliche oder vermeintliche soziale Aufstieg der einzelnen wurde in der kurzen Zeitspanne von zwei Generationen mit der Polonisierung oder Tschechisierung zahlreicher Städte und noch zahlreicherer Dörfer, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch deutsch gewesen waren, bezahlt. Es ist z. B. eine noch viel zu wenig beachtete Tatsache, daß manche kleine

Städte in Mähren, wie Mährisch-Weißkirchen, Kremsier, Wischau usw., die noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein starkes Deutschtum besaßen, dieses ganz wesentlich deshalb eingebüßt haben, weil sich in dessen Reihen eine als sozialer Aufstieg empfundene Verbeamtung breit machte, als deren Folgen sich in der Regel Abwanderung und Geburtenbeschränkung einstellten. Oder es sei an die Volkstums-geschichte von Budweis erinnert, die durch die Art, wie dort das Deutschtum durch Berufsflucht eine völkische Position verlor, für die Volkstumsentwicklung zahlreicher anderer Städte des Ostens beispielhaft ist: „Ganz unten“ begann dort die Tschechisierung der Stadt; ihr Vortrupp waren die tschechischen Dienstboten, die in den deutschen Bürgerhäusern eingestellt wurden, sich in der deutschen Umgebung aber nicht etwa assimilierten, sondern im Gegenteil die erste Grundlage wurden, auf denen sich ein tschechischer Krämer- und Handwerkerstand zu entwickeln vermochte. Bei den Polen war es nicht anders. Das Ergebnis war dann die Zerstörung des sozialen Unterbaues des Deutschtums im Osten. Und man vergesse nicht: Diese Entwicklung vollzog sich in einer Zeit, in der die politische Macht beim deutschen Volke lag! Man kann es also nicht als ohne weiteres sicher annehmen, daß die Macht des Reiches heute imstande sein werde, die volkspolitisch schädlichen Folgen, die eine völkische Ueberfremdung bestimmter, von deutschen Arbeitskräften gemiedener Berufe nach sich ziehen muß, zu verhindern.

Der Drang, aus bestimmten Berufen abzuwandern, ist ohne Zweifel auch in der Gegenwart im deutschen Volke vorhanden; zugleich ist auch die Versuchung, die dadurch entstehenden Lücken durch die Heranziehung fremdvölkischer Arbeitskräfte aufzufüllen, größer als jemals. Insbesondere hat die Landflucht ein Ausmaß erreicht, das sich beim besten Willen nicht mehr mit allem vereinbaren läßt, was im nationalsozialistischen Christtum zum Thema „Blut und Boden“ gesagt worden ist. Der deutsche Landarbeiterstand ist im Aussterben begriffen. Aber nicht nur das: Man muß sogar feststellen, daß teilweise auch die deutsche Bauernschaft schon von der Berufsflucht erfaßt worden ist und daß sich hier und da bereits eine Entwicklung beobachten läßt, wie sie seit längerer Zeit schon etwa in Frankreich oder in Lettland im Gange ist, wo die Söhne und Töchter der Bauern in die städtischen Berufe abziehen und die Höfe der Bewirtschaftung durch fremde, meist fremdvölkische Arbeitskräfte preisgeben. Man sollte vor den Gefahren, die eine solche Entwicklung für die Lebenskraft eines Volkes heraufbeschwören muß, nicht die Augen verschließen! Das Schicksal Frankreichs ist eine allzu deutliche Warnung. Auch und vor allem dort, wo es sich mit fremdem Volkstum berührt, muß das Deutschtum, wenn es fest und dauerhaft gegründet sein soll, auf breitester sozialer Grundlage aufgebaut werden. Man kann den Bestand des deutschen Volkes nicht für gesichert halten, wenn die Schichten, die dem Boden durch ihrer Hände Arbeit am innigsten verhaftet sind, nicht deutscher Volkszugehörigkeit sind. Ein deutsches Volkstum im Osten, das nicht vom Boden her aufgebaut wird, d. h. sich nicht auf eine breite, den Boden selbst bearbeitende deutsche Menschenschicht gründet, ist auf Flugsand errichtet. Von einer wirklichen Festigung deutschen Volkstums im Osten kann man erst sprechen, wenn man den deutschen Bauern, die dort angesetzt werden, auch die Gewähr gibt, daß sie ihren Boden bewirtschaften können, ohne auf ständige fremdvölkische Arbeitskräfte angewiesen zu sein. Denn der Boden gehört auf die Dauer immer dem, der ihn bearbeitet, nicht dem, den das Grundbuch als Eigentümer ausweist.

Was vom Landarbeiterstand und Bauerntum gilt, gilt auch für die anderen Berufsschichten eines Volkes und schließlich für ein Volk in seiner Gesamtheit. Ein Volk, das in einem Zweige seiner Wirtschaft die „niederen“ Arbeiten

einer fremdvölkischen Arbeiterschaft überläßt und sich auf die Wahrnehmung der „höheren“ Arbeiten beschränkt, wird im Laufe der Zeit den ganzen Wirtschaftszweig an das Fremdvolk verlieren, da sich naturnotwendig die Träger der „höheren“ Arbeit durch fachliche Auslese fortlaufend aus der breiteren Schicht der Träger der „niederen“ Arbeit ergänzen. Man hat das in der Litzmannstädter Textilindustrie bereits unter russischer Herrschaft ebenso wie vor dem Weltkriege z. T. auch schon im Bergbau des Ruhrgebietes feststellen können. Ein Volk, das in ganzen Berufszweigen die körperliche Arbeit einer fremdvölkischen Arbeiterschaft überläßt, stirbt langsam von unten her ab. Wieder kann das Schicksal des Deutschtums zahlreicher Städte im Osten als warnendes Beispiel angeführt werden: Ganze deutsche Handwerkszweige sind, nachdem sie einmal angefangen hatten, fremdvölkische Hilfskräfte einzustellen, langsam, aber sicher um ihre Existenz gebracht worden. Eine solche Entwicklung vollzieht sich umso schneller und wirkt sich volkspolitisch umso bedenklicher aus, je geringer in einem Volke, das durch das Angebot billiger fremdvölkischer Arbeitskräfte „in eine gehobene soziale Stellung aufrückt“, die Anhänglichkeit an die der nationalen Ueberfremdung ausgesetzten Berufe ausgebildet ist. Man kann nun nicht bestreiten, daß sich im deutschen Volke heute eine in diesem Ausmaß wohl noch nie dagewesene Neigung zur Verbeamtung feststellen läßt. Nicht nur im Altreich, sondern auch und vor allem etwa beim Deutschtum der ehemaligen Tschecho-Slowakei hat dieser Drang z. T. groteske Formen angenommen. Wenn heute in manchen öffentlichen Ämtern doppelt oder noch mehr so viel deutsche Beamte und Angestellte sitzen, als früher an denselben Stellen Tschechen saßen, so hat das weder mit einem wirtschaftlich vernünftigen Menscheneinsatz noch mit einer gesunden volkspolitischen Ueberlegung etwas zu tun. Denn einmal werden diese, zum nicht geringen Teil zweifellos überzähligen Kräfte, die in den öffentlichen Ämtern tätig sind, dem produktiven Wirtschaftsleben entzogen, wo durch ihren Einsatz der Zuzug fremdvölkischer Arbeitskräfte verringert werden könnte, und zum andern wird durch die Verbeamtung zweifellos die Heimat- und Bodenverbundenheit der Menschen, die in völkischen Grenzräumen ein unentbehrliches Element der nationalen Selbstbehauptung ist, geschwächt und gelockert. Von allen Berufsschichten ist das Beamtentum diejenige, die am wenigsten geeignet ist, aus eigener Kraft eine volkspolitische Stellung zu halten. Die Verbeamtungstendenz ist aber zugleich auch ein Zeichen dafür, daß in gewissen Schichten des Volkes nicht mehr die zum pensionslosen Lebenskampf bereiten Kräfte vorhanden sind, ohne die eine Auseinandersetzung mit einem fremden Volkstum mit Aussicht auf Erfolg überhaupt nicht geführt werden kann. Das Rentnerideal ist eine völkische Ermüdungserscheinung. Ein deutscher Beamter ist gegenüber einem fremden Volkstum immer der Repräsentant deutscher Herrschaft. Wenn aber das deutsche Volk verbeamtet, so ist das noch lange keine Beweis dafür, daß es im Verhältnis zu einem anderen Volke ein Herrenvolk ist. Und wenn ihm jemand einredet, daß es zu gut dafür sei, bestimmte „niedere“ Arbeiten selbst zu verrichten, so beweist er damit nur, wie sehr es ihm an der Erkenntnis fehlt, daß die politische Größe und die innere Kraft eines Volkes darauf beruht, daß es selber arbeitet und sich nicht darauf beschränkt, die Aufseher für die Arbeit anderer Völker zu stellen.

Es ist herrlich, in einer Zeit zu leben, die ihren Menschen große Aufgaben stellt.

Adolf Hitler

Die Sathmarer Schwaben

In Ungarn vollzieht sich bereits seit längerer Zeit eine volkspolitische Entwicklung, die das Interesse aller völkischen Nachbarn des Madjarentums verdient. Man ist zum Teil auch heute noch gewohnt, die Assimilationskraft des Madjarentums als den auffälligsten Faktor der völkischen Entwicklungsvorgänge in Ungarn zu bezeichnen. Diese Anschauung bedarf einer Revision. Denn in immer zunehmendem Maße tritt an die Stelle der Madjarisierung deutscher, slowakischer oder rumänischer Volksangehöriger eine Rückentwicklung der im Laufe der letzten Generationen madjarisierten Elemente zu ihrem ursprünglichen Volkstum. Es ist damit zu rechnen, daß dieser Prozeß der Dissimilierung, nachdem er einmal in Fluß gekommen ist, Ausmaße annimmt, die in manchen Landesteilen Ungarns eine fühlbare zahlenmäßige Verminderung des Madjarentums hervorrufen werden. Es muß gleich vorweg bemerkt werden, daß durch diesen Vorgang dem Madjarentum in keiner Weise Gewalt oder Unrecht geschieht. Im Gegenteil: Mit der Rückkehr der madjarisierten Elemente zu ihren angestammten Volkstümern wird nur ein geschichtliches Unrecht, das an den auf dem Boden Ungarns lebenden nichtmadjarischen Volksteilen begangen worden ist, korrigiert. Am stärksten wird durch diese Vorgänge das deutsche Volkstum berührt. Denn dieses hat im Laufe der letzten hundert Jahre durch die Madjarisierung die zahlenmäßig größten und qualitativ am schwersten ins Gewicht fallenden völkischen Bestandsverluste erlitten, und in den Reihen des madjarisierten Deutschtums hat sich die Dissimilierung auch am frühesten und stärksten bemerkbar gemacht. Der sozusagen klassische Ursprungsboden der Rückdeutschung ist das durch den Wiener Schiedsspruch vom 30. August d. J. wieder zu Ungarn gekommene Sathmarer Gebiet.

Die Sathmarer Deutschen gehören zu der großen Gruppe der seit Weltkriegsende über das Gebiet dreier Staaten, Ungarn, Südslawien und Rumänien, verteilten Donauschwaben. Ihr Siedlungsgebiet umfaßt den Raum um die Stadt Karol (madj. Nagykaroly, rum. Careii Mari) sowie südlich und östlich der Stadt Sathmar (madj. Szatmár Nemeti, rum. Satu Mare). In diesem Gebiet, das durch die Türkenherrschaft völlig verwüstet worden war, siedelten die Grafen Karolyi und einige andere madjarische Adlige, die dort von den Habsburgern für ihre Verdienste in den Kuruzzenkriegen mit ausgedehnten Ländereien belohnt worden waren, von 1712 an katholische Schwaben aus Württemberg an. Die schwäbische Einwanderung dauerte bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Vereinzelte Kolonien wurden auch noch später gegründet. Die deutschen Kolonisten erfüllten die wirtschaftlichen Hoffnungen, welche die madjarischen Grundherren auf sie gesetzt hatten, und gelangten schließlich auch selber zu Wohlstand. In Deutschland aber wußte man nichts von ihnen, und auch mit den anderen Deutschtumsgruppen Ungarns standen die Sathmarer Schwaben vor dem Weltkriege in keiner Verbindung. So waren sie damals völkisch ganz auf sich selbst angewiesen, und bei Ausbruch des Weltkrieges fanden sich in den zahlreichen Schwabenkolonien um Karol und Erdeed (madj. Erdőd) nur noch einige Tausend Menschen, die sich zum Deutschtum bekannten.

Was war da geschehen? Berichte aus dem Beginn der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts bezeugen, daß sich die Schwaben des Sathmarer Gebietes damals noch fast durchweg der deutschen Sprache bedienten und sich als deutsche Volkszugehörige fühlten, wie das ja auch die Wirksamkeit des Sathmarer Bischofs Michael Haas, eines Deutschen aus dem Burgenlande, bestätigt, der sich im 3. Viertel des 19. Jahrhunderts um die Förderung des deutschsprachigen Unterrichts in den Schwabendörfern bemühte. In den 80er Jahren aber wurde im Sathmarer Deutschtumsgebiet allenthalben mit der Einführung der madjarischen Unterrichtssprache in den Schulen und der madjarischen Predigtsprache in den Kirchen begonnen. Bis dahin war es so, daß die schwäbischen Frauen fast überhaupt kein und die schwäbischen Männer nur wenig Madjarisch verstanden. Zu Hause wurde damals noch überall schwäbisch gesprochen. Den Kindern war das Madjarische unter diesen Umständen natürlich vollkommen fremd. Die Mittel, welche die

an madjarischen Lehrerbildungsanstalten im chauvinistischen Geiste erzogenen Lehrer anwandten, um den ihnen anvertrauten deutschen Kindern die Kenntnis des Madjarischen beizubringen und sie zum ausschließlichen Gebrauch dieser Sprache zu zwingen, werfen auf die vielgepriesene „freiwillige Madjarisierung“ der Sathmarer Schwaben ein sehr bezeichnendes Licht: Ganz allgemein war es üblich, daß die deutschen Schulkinder wegen des Gebrauchs ihrer Muttersprache regelmäßig Schläge bekamen, daß versucht wurde, durch kleine Geldgeschenke ihren madjarischen Spracheifer zu wecken, während ihnen im umgekehrten Falle entsprechende Geldstrafen auferlegt wurden, u. a. m. Die erste Generation, die dieser Schulpolitik ausgesetzt war, erlernte die fremde Sprache nur widerwillig und schlecht. Bei der nächsten Generation aber waren die Widerstände schon schwächer und die Schwierigkeiten geringer. Denn einmal hatten die Eltern erkannt, daß ihren Kindern, wenn sie des Madjarischen unkundig waren, der Besuch der höheren Schulen und damit der soziale Aufstieg hermetisch versperrt blieb; und andererseits trugen auch die Abschaffung der deutschen Predigtsprache, die ohne Rücksicht auf die dadurch hervorgerufene Verflachung des kirchlichen Lebens erfolgte, die sprachliche Unduldsamkeit der madjarischen Beamten, deren Wohlwollen die schwäbischen Bauern in vielen Dingen ausgeliefert waren, und andere Umstände zur Verbreitung des madjarischen Sprachgebrauchs bei.

Bei Ausbruch des Weltkrieges war dann der sprachliche Madjarisierungsprozeß im Sathmarer Deutschtum so weit fortgeschritten, daß die madjarischen Chauvinisten das Spiel schon endgültig gewonnen zu haben glaubten, und daß sie, als das Sathmarer Gebiet durch das Diktat von Trianon an Rumänien fiel, auch die dortigen Schwaben zu den unerlösten Madjaren zählen, die angeblich keinen anderen Wunsch hatten, als in das Vaterland Ungarn heimzukehren. So, wie sich diese Leute das vorstellten, lagen die Dinge nun allerdings nicht! Wohl war in den Sathmarer Schwabenskolonien die deutsche Sprache zurückgedrängt worden, viele verstanden wohl auch nicht mehr, schwäbisch zu sprechen, und diejenigen, die die höheren madjarischen Schulen durchlaufen hatten, waren zum Teil auch ihrem angestammten Volkstum völlig entfremdet worden und politisch ins madjarische Lager hinübergewechselt, so vor allem die katholischen Geistlichen des Sathmarer Gebietes, die, obwohl sie fast durchweg deutscher Herkunft waren, sich als die radikalsten Vorkämpfer des madjarischen Volkstums und des großungarischen Staatsgedankens aufspielten. In Wirklichkeit aber hatte sich nur eine rein äußerliche, bloß sprachliche Madjarisierung vollzogen. Das Bewußtsein der deutschen Herkunft war in den Schwabendörfern lebendig geblieben. Nationale Mischehen hatte es dort nur sehr selten gegeben, eine blutmäßige Vermischung mit dem Madjarentum war also nicht eingetreten. Auch war die Kenntnis der alten schwäbischen Mundart in den Dörfern noch weit verbreitet, und dort, wo im kirchlichen Leben die deutsche Sprache noch ihr Recht behalten hatte, wie beim Gebet nach der Messe, in den alten, in gotischen Lettern gedruckten Gebetbüchern und bei den Gebeten und Liedern, die bei den Prozessionen üblich waren, wurde sie gegen alle madjarischen Angriffe hartnäckig und erfolgreich verteidigt. Was die Madjaren erreicht hatten, war also nicht mehr als die Ueberdeckung eines im Wesen deutsch gebliebenen Volkstammes durch sprachliche Assimilierung.

Wie falsch es war, diesen Zustand als vollendete Umvolkung, als abgeschlossene Madjarisierung auszugeben, sollte bald in Erscheinung treten. Denn durch das Diktat von Trianon war das Sathmarer Deutschtum, bis auf drei bei Ungarn verbliebene Gemeinden, unter rumänische Herrschaft gekommen, und nun mußte sich, da die völkische Auseinandersetzung jetzt gewissermaßen auf neutralem Boden fortgeführt werden konnte, erweisen, was an dieser Assimilierung echt und dauerhaft war. Der staatliche Hoheitswechsel befreite das Sathmarer Schwabentum von dem politischen Druck der ungarischen Staatsgewalt. Die örtliche madjarische Führungsschicht hatte, außer der katholischen Geistlichkeit, das Land zum größeren Teile verlassen. Das Erlebnis des Weltkrieges, der die Schwaben nach Generationen zum erstenmal wieder in Verbindung mit Menschen aus dem deutschen Mutterlande gebracht hatte, hatte einen tiefen Eindruck hinterlassen. Und

jetzt, im rumänischen Staat, kamen im Volkstumskampf erfahrene Deutsche aus Siebenbürgen und dem Banat in das bis dahin vergessene und halb verschüttete Deutschstumsgebiet; auch in Deutschland erfuhr man nun endlich, durch Veröffentlichungen von Speck, Striegl, Gundhart, Straubinger u. a., etwas von ihnen. Die Haltung der rumänischen Regierung, die sonst dem Deutschstum des Landes nicht eben günstig gesinnt war, im Sathmarer Gebiet aber ein Interesse an der Schwächung des revisionistischen Madjarentums hatte, ermöglichte es, daß dort nach langen Jahrzehnten wieder deutsche Schulen, Kindergärten, Vereine usw. entstanden. Im Jahre 1926 konnte die „Deutsch-schwäbische Volksgemeinschaft“ ins Leben gerufen werden; auch eine deutschsprachige Zeitung begann zu erscheinen. Am rumänischen Gymnasium in Karol wurde eine deutsche Abteilung geschaffen und im Jahre 1929 ein deutsches Schülerheim gegründet. Der deutsche Lehrernachwuchs war durch die Hilfe der Siebenbürger Sachsen und der Banater Schwaben gesichert. Schon um die Mitte der 20er Jahre war der Kampf für das Madjarentum praktisch verloren. Die Rückgewinnung der Sathmarer Schwaben für ihr angestammtes Volkstum machte so rasche Fortschritte, daß sich bereits im Jahre 1930 im Sathmarer Gebiet, d. h. in 36 Dorfgemeinden und 4 Städten der Kreise Karol und Sathmar, fast 45 000 Menschen zum Deutschstum bekannten, wobei hervorzuheben ist, daß in der Stadt Karol, dem Mittelpunkt des Siedlungsgebietes, die Deutschen damals mit über 4300 Seelen 25 v. H. der Einwohnerschaft ausmachten, die im übrigen zu 35 v. H. aus Rumänen, zu 19 v. H. aus Madjaren und zu 18 v. H. aus Juden bestand.

Die Rückdeutschungsbewegung dauerte auch weiterhin an und sie hätte, wie das bei einer Anfang 1940 durchgeführten Volksbefragung für eine Reihe von Gemeinden nachgewiesen wurde, innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit im ganzen Sathmarer Gebiet zu einem hundertprozentigen Erfolge geführt, wenn das Madjarentum nicht von der Position her, über die es auch unter rumänischer Herrschaft absolut verfügte, nämlich von der kirchlichen Plattform aus einen erbitterten und rücksichtslosen Kampf gegen die spontane Rückdeutschungsbewegung geführt hätte. Stur und feindselig hielt die katholische Geistlichkeit an ihrer alten volksfremden Madjarisierungspolitik fest. Hartnäckig lehnte sie die von den Gemeinden immer stürmischer geforderte Wiedereinführung der deutschen Preditsprache ab. In Hirtenbriefen und von der Kanzel herab wurde die deutsche Volkstumsbewegung als unchristlich, kirchenfeindlich, unsittlich und kommunistisch verleumdet. Dieselben Leute, die seinerzeit keine Bedenken getragen hatten, in madjarischer Sprache zu predigen, ohne Rücksicht darauf, ob sie von ihren Gemeinden verstanden wurden oder nicht, brachen nun in bittere Klagen darüber aus, daß die volksdeutsche Bewegung den Sprachenkampf in die Kirchen trage und damit das religiöse Leben der Gemeinden gefährde! Von der Kanzel und im Beichtstuhl machten es diese Priester den Gläubigen zur Pflicht, keinen Umgang mit deutschbewussten Menschen zu pflegen, die deutschen Organisationen zu meiden, die deutschen Schulen zu boykottieren; ja sie scheuten sich nicht, solche Gemeindeglieder, die aktiv in der deutschen Bewegung standen, öffentlich zu exkommunizieren. Sie ließen alle Mittel des Gewissenszwanges, die ihnen als Seelsorgern gegenüber dem fromm und kirchlich gesinnten Sathmarer Schwabentum in die Hände gegeben waren, spielen. Auch all die bekannten Propagandathesen, deren sich die Madjaren im Volkstumskampf zu bedienen pflegen, spielten im Kampf um das Sathmarer Gebiet eine wichtige Rolle: So das anmaßende Wort von der „ungarischen Kulturnation“, als ob Kultur etwas wäre, was durch Staatsgrenzen, nicht aber durch Völker gemacht wird! So das salbungsvolle Gerede von der „Dankespflicht“ derer, die „ungarisches Brot essen“ und in Ungarn zu Wohlstand gelangten, — als ob die Grafen Karolyi die schwäbischen Kolonisten um der christlichen Nächstenliebe und nicht um des eigenen Vorteils willen ins Land geholt hätten! So auch die freche Behauptung von der „freiwilligen Assimilierung“, — als ob die madjarische Schule niemals ein völkisches Zwangsinstrument gewesen sei und der soziale Aufstieg der Deutschen in Ungarn nicht stets durch den Verrat am angestammten Volkstum hätte erkaufte werden müssen! Und noch ein anderes, sehr bezeichnendes „Argument“ fehlte nicht in dem Kampf, den das Madjarentum zur Zeit der

rumänischen Herrschaft gegen das Sathmarer Schwabentum führte: Die, die sich zum Deutschtum bekenneten, sollten daran denken, daß das Gebiet einmal zu Ungarn zurückkommen werde! Das war eine offene Drohung.

Durch den Wiener Schiedspruch ist dieses Gebiet nun, in dem neben einer rumänischen Mehrheit und einer schwachen madjarischen Minderheit, mit der das Judentum sympathisiert, ein wiedererwachtes Deutschtum siedelt, wieder an Ungarn gefallen. Es wird sich jetzt zeigen, ob und wie das Madjarentum die Drohung seiner Propagandisten gegen die Sathmarer Deutschen wahr zu machen gedenkt. Es wird den Madjaren nicht noch einmal gelingen, an den Deutschen dieses Gebietes, wie sie es von den 80er Jahren an getan haben, unbeobachtet ihre Assimilierungsexperimente zu wiederholen. Diese Menschen sind keine „befreiten madjarischen Brüder“, als welche sie von ebenso selbstgefälligen wie leichtfertigen Agitatoren bei ihrer, mit Rücksicht auf höhere politische Interessen nicht zu vermeidenden Rückkehr in den ungarischen Staatsverband begrüßt worden sind. Es wird notwendig sein, den neuen Machthabern im Sathmarer Gebiet in der Frage der dortigen Deutschen genau auf die Finger zu sehen. Diese Deutschen stehen heute nicht mehr allein und vergessen in einer fremdvölkischen Welt. Hinter ihnen steht das Reich, das ihr Volkstum gegen die madjarischen Umtriebe zu schützen verstehen wird, wenn sie auch weiterhin in Ungarn, wo sie sich in zwei Jahrhunderten eine Heimat geschaffen haben, bleiben wollen, das aber auch bereit ist, ihnen innerhalb seiner Grenzen eine neue Heimat zu geben, wenn sie, wie die Deutschen aus den baltischen Staaten, aus dem ehemaligen Ostpolen und dem bisherigen östlichen Rumänien, in das Mutterland ihrer Vorfahren zurückkehren wollen.

Else Moltke: „Polst September“

Es ist eine bedauerliche, aber bezeichnende Tatsache, daß die drei skandinavischen Völker sich bisher nur wenig Mühe gegeben haben, das neue Deutschland zu verstehen. Am weitesten ist auf diesem Wege noch das dänische Volk gegangen, aber es ist doch auch dort bei einer recht vorsichtigen verstandesmäßigen Betrachtung geblieben, während sich die Sympathien gar zu leicht den Gegnern Deutschlands zugewandt haben. Eine Broschüre von Gräfin Else Moltke ist typisch für eine Denkmalsart, die ein geheimes Grauen vor der den ruhigen Genuß störenden deutschen Bewegung hat, politische Ansichten durch Gespräche beim Süßfuhrtee oder durch Reisebekanntschaften zu bilden bestrebt ist und von einem Verständnis für das wirkliche Geschehen unendlich weit entfernt bleibt. Gräfin Moltke hat ihr 160 Seiten umfassendes Buch, das unter dem Titel „Polst September“ (Polnischer September) in Hasselbachs Verlag, Kopenhagen, erschienen ist, im September 1939 geschrieben, um Polen, genauer gesagt: dem Polen, wie es in ihrer durch flüchtige Eindrücke und zu nichts verpflichtende Salongespräche erregten Phantasie lebt, ein Denkmal zu setzen. Es ist bezeichnend, daß in ihrer Einleitung wohl die Greueltüte vom angeblichen Bombardement des „Klaren Berges“ von Tschenschow auf taucht, daß aber die Tatsachen, die den Krieg heraufbeschworen haben, nicht mit einem einzigen Wort erwähnt werden.

Durch die ausführliche Schilderung einer Reise durch Polen will Gräfin Moltke dem dänischen Volke Polen zeigen. Da sie auf ihrer Reise meist Gast in polnischen Adelsgehäusern gewesen ist und nur mit Adligen, einigen Schriftstellern, Beamten und Offizieren zusammengekommen ist, von Polen auch nicht viel mehr gesehen hat wie einige Städte, nämlich Posen, Warschau, Wilna und Krakau und den Kurort Zakopane, hat sie Polen etwa ebenso kennengelernt wie einen Menschen, den man am Sonntagnachmittag in seiner guten Stube für einige Minuten besucht. Alles, aber auch alles, hat Gräfin Moltke in rosigster Beleuchtung gesehen. Von den Polen entwirft sie ungefähr folgendes Bild: sie seien „ein tapferes, freiheitsliebendes, edles und tüchtiges Volk“, „begeistert tätig am Neu-

aufbau ihres Staates nach 150jähriger unschuldiger Knechtschaft“; „überall verantwortungsfreudige, sich aufopfernde Menschen“, deren einziger Fehler vielleicht ein allzu hitziges Temperament ist. Dazu, sich selbst außerhalb der Salons von der Richtigkeit dieses Charakterbildes, das ihr die polnischen Adligen, Beamten und Schriftsteller von sich selber entworfen haben, zu überzeugen, ist die Reisezeit der Gräfin wohl zu knapp bemessen gewesen. Vom polnischen Bauern weiß sie jedenfalls nur so viel zu sagen, daß er fromm ist, sonst nichts. Von den Beamten dagegen versichert sie, sie seien „junge, freundliche Menschen“, und über den polnischen Staat erzählt sie, daß er „keinen seiner Bürger zu irgendetwas zwingen“.

In diesem Lande mit seinen vielen blühenden Städten, schönen Landschlössern, hohen Kirchen und geheimnisvollen Ruinen (nach den Baumeistern hat sie offensichtlich nicht gefragt) hat die Gräfin nur eines gestört: die Juden und der zu ihnen (nur zu ihnen?) gehörende Schmutz. In den Juden sieht sie ein Problem des polnischen Staates, das einzige, das sie überhaupt sieht. Aber auch über sie findet sie noch Worte, die den literarischen Aesthetizismus dieser reisenden Dame charakterisieren und fast auch von Georg Bernhard geschrieben sein könnten: „Zwei junge jüdische Studenten kommen dicht an der Kirche vorbei, beleuchtet von den letzten Sonnenstrahlen. Ihre feinen klugen Gesichtsgesichter sind eingerahmt von schwarzen Locken . . . Auf Straßen und Gassen hört man die (jiddische) Sprache und sieht ihre merkwürdigen Schicksale, gekleidet in der Vorzeit malerische Trachten, wie auf Holbeinschen oder Dürerschen Holzschnitten (!) . . . Die biblische Geschichte wird nicht nur durch Witt Stwoez' (!) Kirchenbilder lebendig gemacht — die Patriarchen gehen lebend in Krakaus Straßen umher.“ (S. 135—136.) Von einem gewissen Veit Stoß aus Nürnberg hat die dänische Gräfin wohl nie etwas gehört! Mit keinem Wort aber werden die anderen Probleme des polnischen Staates berührt; auch von den Deutschen in Polen weiß die Gräfin nichts zu melden, obwohl sie immer wieder vor den Zeugnissen deutscher Kultur im polnischen Raum gestanden hat. Immerhin — mit ihren polnischen Freunden hat die Verfasserin natürlich deutsch sprechen müssen.

Für die offenbaren Fehler und die ganze Haltung des Buches nur einige Zitate als Beispiele: „Ragiello, König Kasimirs litauischer Schwiegersohn . . .“ (S. 50.) „Eine Nation, die all' das durchgemacht hat und durch die schweren Prüfungen hindurchgekommen ist, kann niemals schwach oder weich werden . . . Wir (d. h. die Polen) kommen aus dem Feuer gehärtet wie Stahl.“ (S. 92 und 160.) „Wir (d. h. die Polen) sind von Natur ein friedliches Volk, das bis zum Äußersten getrieben werden muß, bevor es zu den Waffen greift.“ (S. 94.) „Die Karaimen, ein Judenstamm . . ., der seit dem 9. Jahrhundert, als er aus Persien oder dem Kaukasus hier einwanderte, ungestört hier lebt.“ (S. 106.) „So praktisch war Krakau angelegt von seinem Könige Boleslaus, der 1253 Polens Hauptstadt hierher verlegte und die neue Stadt anlegte.“ (S. 129.) „Diese Gebäude, die trotz ihrer Beeinflussung aus Süden eine eigene polnische Prägung haben, die ich auch in den neuen Prachtbauten wiederfinde, die den kommenden Geschlechtern Polens strahlende Energie künden sollen.“ (S. 152.) „Mir scheint, ich sehe sie vor mir, des Volkes primitive Kinder. Sie liegen und beten vor dem Kreuzifix darum, daß Gott ein Wunder schickt, wie damals, als Pilsudski die Feinde schlug, als Sobieski Europa bei Wien rettete.“ (S. 159.)

Die Gräfin Moltke hat mit diesem scheinbar unpolitischen und doch auf politische Ziele abgestellten Buch der deutsch-dänischen Verständigung und damit ihrem eigenen Volke einen sehr schlechten Dienst erwiesen. Inzwischen ist auch für Dänemark die Zeit vorbei, da „hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinander schlugen“. Es wäre zu wünschen, wenn in Kopenhagen solche Bücher wie der „Polnische September“ nicht mehr erscheinen und vor allem nicht mehr gelesen würden.

Gotthold Rhode.

Lublin: die östlichste Großstadt des Reiches

Lublin, die Hauptstadt des zwischen Weichsel und Bug gelegenen östlichsten Distrikts des Generalgouvernements, ist heute eine Stadt von rund 150 000 Einwohnern, von denen 50 000 Juden sind. Bei der letzten polnischen Volkszählung von 1931 hat es 112 000 Einwohner gezählt. Es liegt am Zusammenfluß dreier Nebenflüsse des Wieprz, der bei Demblin in die Weichsel mündet: Bystrzyca, Czerniejówka und Czechówka. Den Kern der Stadt, die sich, den Hauptausfallstraßen folgend, nach Norden (Lubartow), Westen (Krafcaw) und Süden (Samosch) strahlenförmig ausgedehnt hat, bildet die Altstadt, die noch eine ganze Reihe unverkennbar deutscher Bürgerhäuser aufweist. Aus der deutschen Zeit Lublins stammt auch das wichtige Krafcauer Tor, ein Rest der einst starken Wehrbauten der Stadt. Dieses Bauwerk ist auf der kürzlich von der Deutschen Post Osten herausgegebenen 10-Groschen-Briefmarke abgebildet. Die 30-Groschen-Marke derselben Serie zeigt ein anderes Lubliner Baudenkmal, die im Jahre 1426 von deutschen Baumeistern errichtete gotische Visitationenkirche. Zwei Baugruppen sind außer der Altstadt für das heutige Lublin charakteristisch: Einmal das auf einem niedrigen Hügel am Ufer der Bystrzyca gelegene „Piastenschloß“; dessen ältesten Teile sind der im Jahre 1244 errichtete runde Turm und die etwa aus derselben Zeit stammende Dreifaltigkeitskirche, in der byzantinische Fresken erhalten sind. Unter Kasimir dem Großen wurde der ursprüngliche Holzbau durch einen steinernen Neubau ersetzt, in dem später auch August der Starke von Sachsen residierte; in seiner heutigen Gestalt wurde das Schloß jedoch erst im 19. Jahrhundert von den Russen errichtet und als Gefängnis benutzt. Zum andern das Ghetto, das selbst für polnische Verhältnisse eine Besonderheit darstellt; es erstreckt sich, zwischen dem Schloß und der Altstadt beginnend, mit der etwa 2 Kilometer langen Lubartower Straße als Achse nach Norden bis zum Rande der Stadt, ein unentwirrbares Knäuel winkliger, enger Gassen bildend, die von verkommnen, schmalen Häusern und halbverfallenen Bretterbuden gesäumt sind.

Lublin besteht als Stadt seit über 600 Jahren. Einer im Lubliner Staatsarchiv aufbewahrten Urkunde zufolge wurde die Stadt im Jahre 1317 von dem deutschen Vogt von Dpatowicz nach deutschem Recht gegründet und von Einwanderern aus der Kölner und Tülicher Gegend, aus Mecklenburg und Schwaben besiedelt. Doch war diese erste deutsche Stadtgründung nur von kurzem Bestand, denn die Siedlung fiel im Jahre 1341 dem großen Tatarensturm, der erst auf der Walfstätt bei Liegnitz aufgehalten werden konnte, zum Opfer. Als König Kasimir der Große die zerstörte Stadt wieder aufbauen wollte, gab er wiederum einem Deutschen, Franzko von Mainz, die Vollmacht, Lublin nach deutschem (Magdeburger) Recht zu begründen. Underthalb Jahrhundert lang war von nun an Lublin eine nahezu rein deutsche Stadt. Lange Zeit war Nichtdeutschen die Niederlassung innerhalb der Stadtmauern verboten. Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts (1504) lag die Verwaltung der Stadt ausschließlich in den Händen deutscher Vögte. In dieser Zeit erstand das z. T. noch erhaltene mittelalterliche Baubild der Lubliner Altstadt. Dann jedoch ging das Deutschtum rasch im Polentum unter, so daß, als am Ausgang des 16. Jahrhunderts eine neue Zuwanderung deutscher Handwerker und Kaufleute einsetzte, wohl nur noch ein spärlicher Rest der früheren deutschen Bürgerschaft vorhanden gewesen sein mag.

Durch die enge Verbindung, die der Lubliner Reichstag von 1569 zwischen Polen und Litauen herstellte, gewann Lublin an Bedeutung. Deutsche Handwerker, wie Tischler, Schuster, Zimmerleute, Kürschner, Böttcher, Goldschmiede, Schneider, Tuchmacher, Klempner, Töpfer, Beutelschneider usw. brachten das Wirtschaftsleben der Stadt bald wieder auf eine beträchtliche Höhe. Die Befestigungen der Stadt wurden verstärkt. Das heutige Lublin birgt noch manche Erinnerungsstücke an diese Zeit. Das älteste Bürgerbuch der Stadt läßt die Bedeutung des deutschen Zugzugs erkennen; da

findet man die Namen deutscher Einwanderer aus Paderborn, Unna, Breslau, Annaberg in Sachsen, Reichenbach im Vogtland und vielen anderen Orten. Auch Urkunden, die Deutsche als Schöffen, Ratsherren oder Inhaber anderer städtischer Ämter ausweisen, Geschäftsbücher deutscher Tuchhändler u. s. f. sind erhalten. Im Hause Alter Markt 8 kann man an den Wänden eines 1876 geschaffenen Rats- und Weinkellers noch heute farbige Aufschriften in deutscher Sprache erkennen, so u. a. folgenden Spruch: „Glaub mir in warhen, wer du bist. Ein blinder griff der Heuracht ist. Ist einer, den das Glück erwehlt, So sind ihr zehñ, den es fehlt.“ Im 17. Jahrhundert wuchs das Deutschtum wieder zur führenden Schicht der Stadt heran. Von 1600 bis 1699 waren von 86 Ratsherren der Stadt 37 nichtpolnischer, fast durchweg deutscher, vereinzelt auch schottischer, italienischer, französischer und armenischer Herkunft. Wichtiger als dieses Zahlenverhältnis ist jedoch, daß einzelne deutsche Geschlechter Jahrzehnte hindurch der Stadt Bürgermeister, Ratsherren oder Schöffen stellten, also offensichtlich zum herrschenden Patriziat der Stadt gehörten, wie die aus Reichenbach stammende Familie der Laueremann, die Familie Lemke aus Danzig, die Familie Schirer aus Karlsbad u. a. m. Der bedeutende Tuchhandel Lublins lag nahezu ganz in deutschen Händen. So kam z. B. im Jahre 1627 nur ein polnischer Tuchhändler auf sieben deutsche. Als im Jahre 1676 die Lubliner Kaufmannsgilde gegründet wurde, waren drei Viertel der Mitglieder Deutsche. Besonders stark war das deutsche Element auch im Edelhandwerk, unter den Glockengießern, Buchbindern, Druckern, Uhrmachern usw., auch unter den Waffenhandwerkern und Orgelbauern vertreten, und auch in den „freien Berufen“, als Ärzte, Apotheker, Buchhändler u. s. f., spielte das Deutschtum eine maßgebende Rolle. Für die wirtschaftliche Stellung des Lubliner Deutschtums spricht auch sein hoher Anteil am Hausbesitz der Stadt. Ein beachtliches Dokument dieser Zeit ist eine im Jahre 1656 von einem Lubliner Kaufmann verfaßte Druckschrift in deutscher Sprache: „Relation oder Ausführliche Beschreibung Von der Jämmerlichen und Erbärmlichen Verstorung, So Bey Eroberung der schönen Stadt Lublien von den Mocowitern Und Kosacken Barbarischer Weise verübet worden. Anno MDCLVI.“ In dieser Schrift wird berichtet, daß die feindlichen Offiziere mit der Stadt nicht so glimpflich verfahren wären, „wann sie nicht so viele Teutsche (in ihr) gesehen“ hätten, und daß die deutschen Bürgersöhne, die ihre Stadt durch einen Ausfall zu retten versuchten, „erst sich tapfer gehalten (hätten), hernach aber von der großen Mänge übermattet, theils nach ihrer Barbarischen Art niedergemacht, etliche wenige durch Hülffe und Erbarmen eines Churländischen Obristen, so darüber kommen, beym Leben erhalten“ worden seien.

Die Deutschen, die während des 17. Jahrhunderts nach Lublin zuwanderten, waren teils Katholiken, teils Protestanten. Der konfessionelle Zwiespalt, der zu heftigen Fehden in den Reihen der Deutschen führte, lähmte die Widerstandskraft in dem am Ausgang des 17. Jahrhunderts mit aller Wucht einsetzenden, von den Jesuiten geführten Volkstumskampf. Die protestantischen Bethäuser wurden mehrmals demoliert, die Gottesdienste und Begräbnisse häufig gestört. Auch Plünderungen deutscher Häuser durch den fanatischen Polenpöbel kamen oft vor. Denunziationen polnischer Katholiken, die den Deutschen die Erfolge ihrer Arbeit nicht gönnten, führten zu demütigenden Prozessen und harten Strafen. Die Folge war, daß um 1700 nicht nur der deutsche Zuzug nach Lublin völlig versiegte, sondern auch zahlreiche Deutsche, die ihren Glauben und ihr Volkstum nicht verraten wollten, die Stadt verließen und nach Deutschland oder auch nach Rußland oder Amerika auswanderten. Mit der Ausrottung des Deutschtums begann aber auch der Niedergang der Stadt.

Erst in den letzten Jahrzehnten vor dem Untergang der Adelsrepublik setzte allmählich eine neue deutsche Zuwanderung ein. Es waren nicht nur tüchtige handwerkliche Fachkräfte, sondern in zunehmendem Maße auch kapitalkräftige Unternehmer und Angehörige der Gebildeten-schicht, die sich damals, wie in vielen anderen Städten, auch in Lublin niederließen. In dieser Zeit wurden

von deutschen Zuwanderern mehrere Industrieunternehmungen und Banken in der Stadt gegründet. Die Tuchmacherei entwickelte sich zur Textilindustrie. Dampf- und Wassermühlen, Gießereien, Maschinenfabriken und Brauereien, darunter die noch heute bestehende Brauerei Vetter, entstanden. Der Zuzug der deutschen Fachkräfte verstärkte sich noch, als das Lublinerland mit seiner Hauptstadt im Jahre 1795 an Oesterreich fiel, dessen Regierung die neuen Gebiete wirtschaftlich und kulturell zu heben bestrebt war. Die deutschen Zuwanderer dieser Zeit legten den Grund zu der Entwicklung der Industrie und des Handwerks im Lublin des 19. Jahrhunderts, und nicht nur dies: dadurch, daß diese wirtschaftlich tüchtigen und geistig hochstehenden Deutschen zum größten Teil im Polentum aufgingen, wurden sie zur Keimzelle des polnischen Bürgertums, das sich in Lublin allmählich herauszubilden begann. Auch in den späteren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurden von den deutschen Unternehmern noch mehrere größere Industrieunternehmen ins Leben gerufen, u. a. die erste große, noch heute bestehende Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte von Robert Moriz und Sohn und der größte Mühlenbetrieb Lublins von den Brüdern Heinrich und Eduard Krause. Doch blieb Lublin während des 19. Jahrhunderts eine bedeutungslose Provinzstadt. Ein Deutschtum, das auf die Entwicklung der Stadt einen bestimmenden Einfluß ausübte, gab es nicht mehr. Die deutsche Einzeleinwanderung versickerte im fremden Volkstum und die deutschen bäuerlichen Kolonien, die in der weiteren Umgebung der Stadt entstanden, waren nicht stark genug, um auf die Volkstumsverhältnisse der Stadt einen Einfluß ausüben zu können.

Dagegen spielten die Juden in Lublin eine bedeutende Rolle. Sie beherrschten nicht nur den Handel fast völlig und weitgehend auch das Handwerk, sondern Lublin war auch seit altersher einer der geistigen Mittelpunkte des Ostjudentums. Von 1580 bis 1764 hatte der sogenannte „Jüdische Reichstag“, eine ständige Rabbinerversammlung zur Regelung der jüdischen Angelegenheiten in Polen, dort seinen Sitz. Auch besteht noch heute in Lublin die berühmteste Talmudschule der Welt. Das ukrainische Element besitzt, obwohl die Vorposten seines geschlossenen Volkstumsgebietes bis auf kurze Entfernung an die Stadt heranreichten, in Lublin nur geringe Bedeutung. Der Versailler Polenstaat hat die Stadt wirtschaftlich und kulturell zu heben versucht. Sie wurde durch neue Verwaltungsgebäude und Wohnblocks ausgebaut und erhielt eine katholische Universität. Entsprechend dem agrarischen Charakter des Lubliner Distriktes ist auch die in der Stadt ansässige Industrie vorwiegend landwirtschaftlich gebunden. Es gibt dort eine große Zuckersabrik und Raffinerie, mehrere Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte, Metallverarbeitungsbetriebe, Gerbereien, Mühlen, Sägewerke und eine große Molkerei. Dem Schlachthof ist eine Wurst- und Konservenfabrik angegliedert. Die Monopolverwaltungen für Tabak und Spiritus unterhalten in Lublin Filialen. Auch die chemische Industrie ist vertreten. Der Initiative der deutschen Verwaltung verdankt eine neue Beton- und Steinwürfelsabrik ihre Entstehung. Die ehemalige polnische Regierung hatte die Absicht, Lublin zu einem Zentrum der polnischen Rüstungsindustrie zu machen; doch ist von den weitgehenden Plänen nicht mehr als eine Flugzeugfabrik fertig geworden.

Seit der Errichtung des Generalgouvernements ist Lublin, als Hauptstadt des östlichsten der vier Distrikte, Sitz der deutschen Distriktsbehörden. Es ist der Mittelpunkt eines fruchtbaren und verhältnismäßig dicht besiedelten Agrardistriktes, der 25 000 Quadratkilometer mit rund 2,5 Mill. Einwohnern umfaßt und sich in folgende 10 Landkreise gliedert: Lublin-Land, Chelm-Land, Hrubieszow, Radzyn, Biala-Podlaska, Krasnystaw, Bilgoraj, Samosch, Janow-Lubelski und Pulawy; hinzu treten die beiden Stadtkreise Lublin und Chelm. Die weit überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Polen. Die Zahl der Juden, die vor dem Kriege etwa 330 000 betragen hat, dürfte inzwischen nicht unbeträchtlich gestiegen sein. Außerdem sind im Distrikt Lublin rund 300 000 Ukrainer ansässig. Da die Volksdeutschen aus den östlich der Weichsel gelegenen

Teilen des Generalgouvernements in den Warthegau umgesiedelt werden, wird in Zukunft das Deutschtum im Distrikt Lublin im wesentlichen nur noch durch die dort eingesetzten deutschen Beamten usw. vertreten sein, von kleineren Gruppen deutscher Gewerbetreibender in den Städten abgesehen, die in der Hauptsache der wirtschaftlichen Versorgung der deutschen Behörden und der Betreuung wichtiger öffentlicher oder privater Betriebe dienen.

Die Tschechen und ihr Staat

Die deutsche Leistung im böhmischen Raum — als Erschließung eines urtümlichen Gebiets oder als Erweckung aus kulturell-primitivem Dahinleben oder als Ausbau bedeutender Industrien — wird von der Frühzeit bis zur Gegenwart durch die staatliche Umschließung überwölbt. Ohne Deutsche konnte es in diesem Raum nie zu ruhiger Arbeit und staatlicher Ordnung kommen. Diese längst bekannte Tatsache hängt zutiefst zusammen mit dem tschechischen Mangel an organisatorischer staatsbildender Fähigkeit und überhaupt mit dem Charakter dieses westlichsten Slawenvolkes. Das bestätigt ein kurzer Blick auf das geschichtliche Geschehen im sudetischen Raume.

Der führende Kopf des ersten Staatengebildes in diesem Raume war der Franke Samo. Das Königsgeschlecht der Přemysliden kann blutlich nicht als unbedingt tschechisch gelten, denn die überwiegende Mehrzahl der Frauen dieser Herrscherfamilie waren Deutsche, ebenso wie auch die ausschlaggebenden Träger ihres Staatsbaus auf allen Gebieten. So ist auch diese Zeit eine Zeit des deutschen Ordnungschaffens und die weitere geschichtliche Entwicklung im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation nichts anderes als die gradlinige Fortsetzung des von den Raumgesetzen bestimmten Weges. Jeder Versuch einer politischen und kulturellen Herauslösung Böhmens und Mährens aus ihrer deutschen Umschließung war ein Vergehen gegen die Natur und mußte deshalb in kürzester Frist zusammenbrechen. Das war das Schicksal des Großmährischen Reiches, das war das Zusammensinken des religiös-nationalen Amoklaufes im Hussitensturm und das erzwang den sehr wenig ruhmvollen Abgang des getreuesten Knappen der westlichen Demokratien, des Dr. Eduard Benesch. Diese Tatsachen konnten, so sollte man meinen, doch auch von den Tschechen nicht übersehen werden. Leider waren aber die warnenden Stimmen bei diesem Volk mit dem Wahlspruch „Die Wahrheit siegt“ fast ausnahmslos Predigten in der Wüste. Fast jedes tschechische Kind kennt zum Beispiel den Namen eines Neruda und dessen „Kleinseitner Geschichten“. Seine scharfe Kritik an den politisch-staatlichen Fähigkeiten der Tschechen ist aber nicht als Selbstbesinnung und Beschränkung auf jene Gebiete wirksam geworden, welche ihren volklichen Eigenschaften entsprachen. Neruda spricht den Tschechen jene plastische Kraft ab, die den dauernden Bestand eines eigenen Staatswesens sichert; ihre charakteristische Zerflossenheit, so sagt er, greife auch auf die Mythologie der alten Tschechen über, die trotz größter Anstrengungen ein Nebelschwaden sei. „*W e i c h l i c h e U n b e s t i m t h e i t*“ sei die Hauptursache dieser Unfähigkeit zu jeder Staatsbildung.

Und gerade bei diesem Volk mußte ein Palacky aufstehen und predigen, der Sinn der Geschichte dieses Raumes sei kein anderer als ein antideutscher. Josef Pekař, der große Geschichtsforscher und Gegner der Konzeptionen Masaryks, hatte längst die Lendelahmheit dieses Bildes nachgewiesen, aber die tschechische Öffentlichkeit hatte davon keine Notiz genommen. Man hatte ja seit 1918 einen eigenen Staat, und nun offenbarte sich doch, so redete man sich ein, der slawische Genius voll in einer „humanen Demokratie“! Wenn auch die Korruption, die Bestechung und der politische Kuhhandel Orgien feierten — man hatte doch eine eigene Republik, die man durch demokratische Loblieder verschönte. Es war wohl die schärfste Kritik und die nackteste Bloßstellung dieses staatlichen „Könnens“, wenn einmal Dr. P. Samal, der Kanzler der ehemaligen Republik, erzählte, daß Masaryk es zum Beispiel bei den Wahlen ablehnte, irgendeine tschechische Partei zu

wählen. Er war sich offenbar selbst im Klaren darüber, wie es um den Charakter dieser Politiker und Repräsentanten der tschechischen Oeffentlichkeit bestellt war, denn er ging in jener bemerkenswerten Szene, deren schlagende Beweiskraft durch die Erzählung des Kanzlers vor einiger Zeit bekannt geworden ist, die lange Liste der Parteigrößen durch und machte zu jedem Namen seine Anmerkung: „Dieser ist ein politischer Betrüger, dieser ein Defraudant, dieser hat gestohlen, jener selbst mich belogen . . .“ Und so meinte schließlich der Mann, den man den Gründer des tschechischen Staates genannt hat: er müsse wohl eigentlich einen leeren Zettel abgeben. Die Tragik dieser Situation wird jedoch dadurch neutralisiert, daß Masaryk, den man immer als Sozialisten bezeichnet hat und der sich stets als Vorkämpfer der „Humanität“ hat ausgeben lassen, sich privat durchaus als Angehörigen einer kapitalistischen Bourgeoisie empfand. Es ist schon mehr als wissenschaftlicher Konservatismus, wenn man in der Gegenwart noch an den Konzeptionen eines Palacky festhält. Erst die Zukunft wird zeigen — und dies ist die entscheidende Schicksalsfrage des tschechischen Volkes — wie die Tschechen dem Neubau Europas nutzbar sich einzufügen imstande sein werden.

Dr. J. K.

Das Durchgangsland Mähren

Die Weißen Karpathen und der Javornik im Osten, die Böhmischo-Mährische Hochebene im Westen, die Thaya im Süden und der Zug der Ostjudeten im Norden umreißen in groben Zügen den historischen Raum Mähren. Es sind Grenzen, die im wesentlichen als U m g r e n z u n g eines räumlichen, wirtschaftlichen und politischen Ganzen ein Jahrtausend Bestand hatten, ehe ein kurzes zwanzigjähriges Zwischenpiel sie aus einer sinnvollen mitteleuropäischen Einheit herausriß. Die Einordnung des Protektorates, und somit auch des mährischen Landes in den großdeutschen Wirtschaftsbereich, setzt einen Schlußstrich unter eine Fehlentwicklung, die gerade dieses Gebiet — dessen geographische, völkische, politische und wirtschaftliche, von Böhmen unabhängige Sonderstellung bisher nur selten beachtet wurde — entgegen seinen natürlichen Bedingtheiten in ein sinnwidriges Gebilde einordnen wollte. Zunächst ist es notwendig, mit einigen begrifflichen I r r t ü m e r n a u f z u r ä u m e n. Eine in bestimmte Bahnen geleitete Geschichtsbetrachtung hat es durchzusetzen vermocht, daß der Name Mähren nur noch in Verbindung mit dem des Landes Böhmen genannt wurde. Man schrieb über die Geschichte Böhmens und Mährens, wobei der Schwerpunkt auf der Schilderung der böhmischen Verhältnisse lag, während die Angelegenheit Mährens fälschlich als die einer Provinz, eines Anhängsels einer gemeinsamen historischen Entwicklung mitgeschildert wurde. Es folgten die G e o g r a p h e n und E t h n o g r a p h e n, die Böhmen und Mähren als Raumeinheit bzw. als völkische Einheit sahen und beschrieben.

Schon die Betrachtung der geographischen Gegebenheiten Böhmens und Mährens läßt wesentliche Unterschiede ins Auge fallen. Während alle Wasser der Randgebirge Böhmens sich in die Elbe ergießen, um durch ein enges Durchbruchstal im Norden das Land zu verlassen, liegt Mähren im Stromgebiet zwei Flüsse: der Hauptteil des Landes gehört zum Stromgebiet der M a r c h und damit zu dem der Donau und ist somit nach Süden hin in einem breiten Tal geöffnet, während ein kleinerer Teil der Gewässer zum Einzugsgebiet der D d e r gehört, mit einer Blickwendung nach Norden. Die Wege nach Böhmen hatten meist beträchtliche natürliche Hindernisse zu überwinden, um die isoliert liegenden vorgegeschichtlichen Siedlungs- und Ackerbaugebiete innerhalb des von Böhmerwald, Erzgebirge und Sudeten liegenden abgeschlossenen Kessels zu erreichen und miteinander zu verknüpfen. Mähren jedoch zeigte bereits in dieser Frühzeit das Bild einer typischen Durchgangslandschaft. Der größte Teil des breiten Marchtales und die Unterläufe ihrer Nebenflüsse Schwarzau, Tzel und Betschwa waren

waldfrei und boten weder einer Besiedlung durch den Menschen noch dem Verkehr und den Wanderungen der Völker irgendwelche Schwierigkeiten. Der Anschluß an den Lauf der Donau im Süden und der leichte Uebergang über die Mährische Pforte im Norden in das Oder- und Weichselgebiet lassen schon seit den ältesten Zeiten den Charakter Mährens als nord-südliches Durchgangsland klar hervortreten. Die Lage Mährens machte das Land zu einer Brückenlandschaft, die den breiten Tiefebengürtel Ostdeutschlands und darüber hinaus Osteuropas mit dem Donaugebiet, der ungarischen Tiefebene, den Ostalpenländern und dem Mittelmeergebiet verknüpfte. Die nord-südliche Verkehrsrichtung war immer die entscheidende; sie hat sich für das Land fruchtbar ausgewirkt, es zu allen Zeiten in den großen Verkehr eingeordnet. Angefangen vom Bernsteinhandel, der zwischen Ostseeküste und den Mittelmeerländern pulsierte, über die nicht unbedeutenden Verbindungen der Adriahäfen über Wien mit Schlesien und den Ostseehäfen im Mittelalter, bis zu dem Wiederaufleben großer kontinentaler Verbindungen im Zeitalter des kleinlichen Grenzen und merkantile Zollschranken zerbrechenden Eisenbahnverkehrs im 19. Jahrhundert und den Reichsautobahnbauten sowie den Oder-Donau-Kanal-Plänen der Gegenwart, — immer wieder ordnete sich das Brückenland auf beiden Seiten der March mit seinem leicht zu gewinnenden Uebergang zum oberen Odertal in die größere mitteleuropäische Einheit ein.

Brücken- und Uebergangsland war Mähren aber auch in anderer Hinsicht. Als die große deutsche Ostsiedlungsbewegung des Mittelalters an der Donau, am Mittelgebirge und am Ostseerand ihre drei Halbinseln in den Ost- und Südraum vorschob, da trafen sich von der Ostmark her kommende bajuwarische Siedlerströme und von Schlesien und dem Sudetenraum her fließende Scharen deutscher Bauern und Bürger in Mähren, um aus diesem Land eine Verbindung der beiden deutschen Volkstumpfeiler zu schaffen und gemeinsam von dem restlos gewonnenen Süden und Norden Mährens her das Zwischenstück mit Siedlungsinselfn und -gruppen zu überstreuen, die, wenn auch im Laufe der Jahrhunderte angenagt und überflutet, noch in ihrem heutigen Bestand von der Bedeutung des mährischen Zwischenstückes künden: Es sind größere deutsch besiedelte Landstriche, die in ihrer mundartlichen Zugehörigkeit und ihrem volkskundlichen Gepräge deutlich den Charakter des Ueberganges vom mitteldeutschen zum oberdeutschen Sprach- und Brauchtumsgebiet zeigen.

Aber auch die Betrachtung der slawischen Besiedlung Mährens zeigt gerade im Vergleich zu Böhmen bemerkenswerte Unterschiedlichkeiten, deren Wurzeln nur in der Uebergangs- und Brückenstellung des Landes zu finden sind. Während die volkskundliche Bedeutung der einstigen Stammesgebiete und die sprachlichen, mundartlichen Eigentümlichkeiten in Böhmen vollkommen durch die zentrale Bedeutung des tschechischen völkischen Lebens und durch den Gebrauch der Sprache des Prager Zentrums in den Hintergrund geschoben wurde, so daß abgesehen von einigen, zum Teil erst in neuester Zeit gepflegten regionalen Eigenständigkeiten (z. B. des Chodengebietes) nichts Gleichwertiges danebenstand, findet sich in Mähren eine Vielheit an volkskundlich geschlossenen, mundartlich und räumlich kleine Einheiten bildenden Gebieten, die ihre Erhaltung nicht zuletzt der naturgegebenen, nicht nach Böhmen hin gravitierenden (und dem tschechischen Zentralismus somit schwerer zugänglichen) geopolitischen Lage Mährens verdanken. So treten zur Hanna die sogenannte Mährische Walachei und die Mährische Slowakei, alle mit reichem Brauchtum und ausgeprägtem volkskundlichen Sonderleben. Durch Mähren läuft (ungefähr von Auspitz über Kremsier nach Mähr.-Weißkirchen) ferner die Mundartengrenze hindurch, die tschechische Spracheigentümlichkeiten von den slowakischen trennt, so daß der Osten des Landes Mundarten spricht, die mehr der slowakischen Sprache zuneigen, während im Westen dem Tschechischen näher stehende Dialekte im Gebrauch sind. Daß trotz dieser

Uebergangstellung die slawischen Bewohner in den tschechischen Sprach- und Kulturkreis übergangen, liegt zum großen Teile in der geschichtlichen Entwicklung begründet, die es auch erklärt, daß den Versuchen von slowakischer Seite her, nach der Auflösung der tschecho-slowakischen Republik im Jahre 1938 und 1939 einen Teil der sich „mährische Slowaken“ nennenden Menschen im Mährtale für ihre Eigenstaatlichkeit zu gewinnen, kein Erfolg beschert war. Außer vereinzelt zustimmenden Äußerungen kam es in Mähren zu keinem Widerhall des slowakischen Appells.

Neuerdings versucht man tschechischerseits von Prag aus nicht nur die böhmischen, sondern gerade die mährischen Landschaften vom volkskundlichen Standpunkt aus zu erfassen und die gesamte Arbeit der Heimatsforscher und die Pflege der bodenständigen Volkskultur im Sinne des Prager Zentralismus zu organisieren und in eine Hand zu bekommen: Gerade in Mähren findet man — wie schon einst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — das, was dem industrialisierten Böhmen fehlt: ein eigenständige Volkskultur. Die will der böhmische Tscheche seinen nationalen und politischen Interessen dienstbar machen —, in der Erkenntnis, daß in Mähren stärkere Ansatzpunkte für eine volkspolitische Arbeit von deutscher Seite vorhanden sind als in Böhmen. Die Tschechisierung Mährens ist von Prag her noch niemals mit solcher Zielbewußtheit und Intensivität betrieben worden, wie seit der Errichtung des Protektorats. Der vorstehende, nur die bestimmenden Grundlinien hervorhebende Ueberblick aber zeigt, daß es sich bei Böhmen und Mähren um zwei in ihrem Wesen verschiedene Landschaften handelt. Mährens geographische Lage, seine jahrtausendalten Verkehrsverbindungen, seine Stellung innerhalb des deutschen Volkskörpers wie auch innerhalb der westslawischen Mundart- und Sprachgebiete, — alle diese Dinge lassen immer wieder eins hervortreten: Mähren ist die völkische und wirtschaftliche Brücke zwischen der Ostmark im Süden und Schlesien im Norden. Nur als solche Brücke, nicht aber als ein Nebenland Böhmens kann es seine sinnvolle Einordnung in das Großdeutsche Reich und ein neugestaltetes Europa finden.

Verkehrsentwicklung in Böhmen und Mähren im 19. Jahrh.

Schon der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Joseph II. und Franz I. betriebene Ausbau des Straßennetzes, der neben dem Handel auch dem staatlichen Zusammenschluß der einzelnen Provinzen und Reichsteile der österreichisch-ungarischen Monarchie dienen sollte, hatte gerade Böhmen und Mähren in den Jahren von 1772 bis 1840 mit einem Netz gut ausgebauter und unterhaltener Staatsstraßen ausgestattet. Man hatte dabei nicht nur auf die Bedürfnisse innerhalb der beiden Länder und auf die Notwendigkeit ihrer engen Verbindung mit Wien Rücksicht genommen, sondern auch durch Hauptstraßen Sachsen (Prag—Leipzig—Dresden, Pilsen—Plauen, Prag—Komotau—Leipzig), Bayern (Prag—Nürnberg) und Schlesien (Prag—Jungbunzlau—Landeshut bzw. Görlitz, Prag—Königgrätz—Glatz) mit dem böhmisch-mährischen Straßennetz verbunden. Der Bau der Straße Bielitz—Königgrätz, die dem Handelsverkehr Rußlands mit Sachsen und Süddeutschland dienen sollte, steht am Ende einer planvollen und großzügigen Ausgestaltung des Staatsstraßennetzes. Als dann aber der Eisenbahnbau einsetzte, war mit dem Jahre 1840 der Neubau großer Verbindungsstraßen im wesentlichen abgeschlossen, bis er erst in der Gegenwart mit den Reichsautobahnen wieder aufgenommen wurde.

Neben dem Straßenverkehr hatte schon immer die Flußschifffahrt auf der Elbe (und unteren Moldau) eine Rolle gespielt und Böhmen und Sachsen verknüpft. Die übrigen böhmischen und mährischen Flüsse kommen, abgesehen von einem immer

sehr regen Flößereibetrieb, wegen natürlicher Schwierigkeiten für eine verkehrstechnische Benutzung nicht in Frage. Mit der Einführung der Dampfschiffahrt beginnt für Böhmen die Bedeutung des Moldau-Elbe-Weges für den Verkehr zwischen Prag und Mitteldeutschland zu steigen. Nach einem ersten öffentlichen Versuch des Prager Mechanikers Božek im Jahre 1817, ein Schiff mit Hilfe des Dampfes vorwärtszubewegen, werden 1822 die „Prager Schiffahrtsgesellschaft“ und 1836 die „Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrtsgesellschaft“ gegründet, die, im Besitz des Monopols der Personenbeförderung auf der Moldau und Elbe, den Wirtschafts- und Handelsverkehr zwischen Böhmen und Norddeutschland für mehrere Jahrzehnte an sich reißen. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entstehen drei neue größere Gesellschaften in Böhmen und Sachsen, die dem Anschwellen des Verkehrs gerecht werden. Für den Großgüterverkehr zwischen Böhmen und Norddeutschland ist die Elbe immer der Verkehrsweg geblieben, der einen großen Teil der Ein- und Ausfuhr des böhmischen Kessels bewältigen mußte.

Die größte Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung und die innige Verknüpfung Böhmens und Mährens mit dem gesamtdeutschen Wirtschaftsraum aber sollte die Entwicklung der Eisenbahnen haben. Ihr Bau hat den ungemein raschen Aufstieg und die Entfaltung der böhmisch-mährischen Industrie mit sich gebracht, die ohne die neuen Verkehrswege nicht die vergrößerten Absatzmöglichkeiten gehabt hätte. Für die innige Verflechtung der beiden Länder mit dem mitteleuropäischen Wirtschaftsraum sind die beiden zuerst in Angriff genommenen Unternehmungen bezeichnend. Sie folgen den alten Handelswegen der Bernsteinstraße, welche die Ostsee durch die Mährische Pforte und das Marchtal mit dem Adriatischen Meer verband, und der von der Moldau zur Donau laufenden Salzstraße, die Böhmen mit dem Salzvorkommen des Salzkammergutes verknüpfte. Die erste Eisenbahn Böhmens, ja die erste Bahnlinie des europäischen Festlandes überhaupt, entstand aus dem Bedürfnis heraus, dem Salzbedarf Böhmens eine leistungsfähigere Transportmöglichkeit zu verschaffen. Um die Verbindung zwischen der Donau und der Moldau herzustellen, plante man anfänglich einen Kanal. Aber schon 1807 hatte F. J. von Gerstner, der Direktor des polytechnischen Instituts in Prag, auf die Möglichkeit eines Bahnbaues Linz — Budweis hingewiesen. Erst seinem Sohn, F. A. von Gerstner, Professor am Wiener Technikum, wurde die Ausarbeitung dieses Planes übertragen, und er erhielt 1824 das Privileg zum Bau dieser Bahn. Wegen finanzieller Schwierigkeiten konnte sie erst 1832 in ihrer gesamten Länge von Budweis bis Urfähr (gegenüber Linz) dem Verkehr übergeben werden. Ihre Bedeutung für den Güterverkehr zwischen Donau und Moldau wird aus dem Anwachsen der beförderten Warenmenge von 9500 Tonnen (1833) auf 34 200 Tonnen im Jahre 1860 ersichtlich. Die Bahn wurde bis zu ihrer Umwandlung in eine Lokomotivbahn (1871/72) mit Pferden befahren.

Entsprechend seinem Charakter als wichtiges Durchgangsland zwischen dem Donaauraum (Wien) und den Ebenengebieten nördlich der Sudeten und Karpathen (Schlesien und Galizien) trat Mähren beim Bau der mit Dampf betriebenen Eisenbahn in den Vordergrund. Dazu kam die Notwendigkeit, die Salzlager Galiziens, die Kohlen- und Eisenindustrie Desterreichisch-Schlesiens und Nordmährens mit Wien zu verbinden. Professor Riepl (Wien) hatte einen großzügigen Plan ausgearbeitet, nach dem eine Bahn von Lriepl über Wien bis Bochnia mit mehreren Seitenlinien nach Brünn, Olmütz und Prag gebaut werden sollte. Wenn auch im ersten Uberschwange der Plan über das wirtschaftliche Vermögen der Anfangszeit hinausging, so wurde er doch innerhalb der folgenden zwanzig Jahre Wirklichkeit und bewies somit die Zusammengehörigkeit des mitteleuropäischen Wirtschaftsraumes. 1836 wurde eine Aktiengesellschaft für den Bau der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn begründet, die einen Teil des weitsehenden Rieplschen Planes in Angriff nahm. Am 6. Januar 1838 wurde die erste Teilstrecke von Wien bis Wagram eröffnet,

und 1841 Olmütz über Lundenburg und Prerau angeschlossen. Der Personenverkehr und der Transport der Güter überstiegen schon in den Eröffnungsjahren die Voranschläge bei weitem, die Bahn wurde in den Händen ihrer kapitalistischen Unternehmer zum Spekulationsobjekt. An der Spitze der Nutznießer standen die Wiener Rothschilds, die an der Gründung und an den Einkünften derartig beteiligt waren, daß sie 1843 die Eisenwerke des Bezirks Teschen und die Witkowitz Werke aufkaufen konnten. So war es gar nicht verwunderlich, daß die Gesellschaft 1842 in finanzielle Nöte geriet und für einige Jahre den Weiterbau einstellen mußte. Ein neuer Geschäftstriek — die Ausschreibung einer Prioritätsanleihe und eine erhöhte Dividende — halfen über diese Schwierigkeiten hinweg und ermöglichten die Weiterführung der Bahn bis Oderberg. 1847 wurde Oderberg erreicht und am 1. September 1848 durch die Vollendung der Verbindung Oderberg—Annaberg die erste Verbindung mit dem preussischen Bahnnetz hergestellt. Die erste Verbindung zwischen Berlin und Wien über Breslau war somit geschaffen. Die Bedeutung dieser großen Nord-Süd-Bahn kam nicht nur dem Personenverkehr zwischen Norddeutschland und dem Donaauraum, sondern vor allem dem Mährisch-Ostrauer Industriegebiet und den Witkowitz Werken zugute. So stieg allein in Mähren die Zahl der Fabriken und Industrieunternehmungen längs der Bahn von 220 im Jahre 1833 auf 561 im Jahre 1880 und die Braunkohlenförderung Mährens und Schlesiens von 239 545 Zentner im Jahre 1833 auf 26 440 169 Zentner im Jahre 1881.

Inzwischen begann der Staat selbst mit dem Bau einiger wichtiger Strecken. Ein kaiserliches Patent vom Dezember 1841 hatte eine Strecke Wien—Bodenbach—Dresden vorgesehen. Im Rahmen dieses Bauvorhabens wurde 1845 von Olmütz über Pardubitz nach Prag die erste, Böhmen mit Mähren verknüpfende Bahn dem Verkehr übergeben. Die Fertigstellung der Linie Böhmen-Trübau—Brünn verkürzte den Weg von Wien nach Prag beträchtlich (1849), während die Betriebsübergabe der Strecke von Prag über Bodenbach nach Sachsen erst 1851 erfolgen konnte. Damit war die zweite Bahnlinie fertiggestellt, die die Grenzen des böhmisch-mährischen Raumes durchstieß. Finanzielle Schwierigkeiten setzten 1854 dem staatlichen Unternehmungsgeist ein Ende. Bis zum Beginn einer neuen Bestrebung, die österreichischen Bahnen zu verstaatlichen (1906—1908), war die Erweiterung des böhmisch-mährischen Bahnnetzes vollkommen in die Hand von Privatgesellschaften gelegt. Wichtig war besonders die Süd-Norddeutsche Verbindungsbahn, die aus strategischen Gründen 1857—1859 Pardubitz mit Königgrätz, Josefstadt, Reichenberg und Zittau verband, die zweite, die damalige Grenze überschreitende Bahnlinie zwischen Sachsen und Böhmen, die in den Jahren bis 1875 über Seidenberg—Görlitz und Trautenau—Liebau Anschluß an das preussische Eisenbahnnetz gewann und damit zur dritten Verbindung zwischen Berlin und Wien durch Böhmen hindurch wurde. Die Böhmisches Westbahn schloß 1861/62 Prag über Pilsen und Laus mit dem bayerischen Bahnnetz zusammen und überquerte, der alten Prag—Nürnberg StraÙe folgend, als vierte Bahn die böhmisch-mährischen Grenzen. Das Egerland war 1863—1865 von den sächsischen und bayerischen Staatsbahnen als wichtiges Zwischenstück für den Eisenbahnverkehr zwischen München und Mitteldeutschland in ihren Bereich einbezogen worden und fand erst einige Jahre später den Anschluß an die sogenannte Buschtiehrader Bahn, die, 1856—1872 erbaut, Prag mit dem Komotauer und Kladmoer Kohlenbezirk und nun auch mit Westdeutschland verknüpfte.

Seit 1870 begann in beiden Landesteilen ein verstärkter Ausbau der Querverbindungen zwischen den bestehenden Bahnen und der Neubau der großen Hauptbahnen Wien—Znaim—Kolin und Wien—Smünd—Prag. Während im Südwesten der Böhmerwald die Verknüpfung Böhmens mit Bayern wenig begünstigte, stellten die Sudeten und das Erzgebirge kein Verkehrshindernis dar. Die Verflechtung der Industrien zu beiden Seiten der damaligen Grenzgebiete, die zahlreichen Durchquerungs-

möglichkeiten ließen zu den angeführten, die einstigen Grenzen zwischen Sachsen—Schlesien einerseits und Böhmen—Mähren andererseits überschreitenden Bahnen nach dem Abschluß des Zweibundes Deutschland—Oesterreich eine Anzahl neuer Strecken treten. Welche Bedeutung dieser Verkehrsausschwung und die Verbesserung der Verbindungen mit den Nachbarlandschaften für die böhmisch-mährische Industrie besaßen, beweisen folgende Angaben: Die Braunkohlenlieferungen des nordböhmischen Beckens stiegen von 700 000 Tonnen im Jahre 1861 auf 15 000 000 Tonnen im Jahre 1896. Die Eisenerzeugung, die in Böhmen, Mähren und Schlesien 1824 insgesamt 300 000 Zentner ausmachte, betrug in Böhmen 1848 274 000 und 1898 2,1 Millionen Zentner und in Mähren 1848 188 000 und 1898 2,6 Millionen Zentner. Und die Zahl der Maschinenfabriken, die 1848 in Böhmen noch nicht zehn mit knapp 1000 Arbeitern erreichte, war bis 1898 auf 71 große Unternehmungen mit rund 11 000 Arbeitern angewachsen.

So wurden die beiden Länder Böhmen und Mähren am Ende des 19. Jahrhunderts zu einem wichtigen Bindeglied in der handels- und verkehrspolitischen Raumeinheit Mitteleuropas. Besonders eng war die Verflechtung des Eisenbahnnetzes — die Schifffahrt wurde durch den Lauf der Elbe ausschließlich in diese Richtung gewiesen — mit Schlesien und Sachsen, und darüber hinaus mit Ost- und Mitteldeutschland. Böhmen und Mähren hatten sich durch die Entwicklung des Verkehrs in den deutschen Wirtschaftsraum eingefügt und waren so zu wesentlichen Stufen auf dem Wege zu einer größeren deutschen Wirtschafts- und politischen Einheit geworden.

Heinz Brauner.

Ostland = Chronik

Flanderns Bekenntnis zum deutschen Osten

In der ersten Folge der von der „Deutsch-Flämischen Arbeitsgemeinschaft“ (Köln-Antwerpen) herausgegebenen Zeitschrift hat Jan Ake über die Frage der Einordnung des Flamentums in die neue europäische Ordnung folgendes geschrieben: „Die europäische Entwicklung, die 1648 in Münster unmöglich gemacht wurde, nimmt jetzt eine neue Richtung. Unsere Auffassung von der europäischen Rolle der Niederlande, denen wir die Rolle eines neutralen Kreuzungs- und Kristallisationspunktes der drei großen Kulturströmungen des Abendlandes zugeordnet hatten, hat ausgedient. Wir werden unter Erhaltung unserer eigenen niederländischen Kultur und selbständigen Volkspersönlichkeit der äußerste germanische Vorposten im Westen sein. Die Ergänzung, Bereicherung, Verbreiterung und Durchspülung unserer nationalen Kultur mit Weltatmosphäre werden wir nicht länger zu suchen haben in einer Mischung, die uns Paris, London und Berlin anbietet. Unsere geistigen Vorratslinien gehen von jetzt ab über das uns so sehr verwandte niederdeutsche Gebiet, über Köln, Hamburg, Bremen bis nach

Berlin, Danzig und Königsberg, bis nach Nürnberg, München, Wien und Siebenbürgen, wo wir überall die tiefen Fußspuren unserer Väter wieder auffinden werden. An diesem 11. Juli 1940 (dem Jahrestag der Guldernen Sporenschlacht) haben wir uns für eine große Zukunft unter dem Banner des alten Liedes entschieden: „Nach Ostland wollen wir reiten...“

Die Flucht der September-Emigranten nach England

Ueber die Flucht der polnischen Emigranten aus Frankreich nach England wußten die „Nowiny Polskie“ in Milwaukee vor einiger Zeit folgendes zu berichten: „Die erste Sorge der Regierung (!) des Generals Sikorski war es“, so hat es in dem Bericht geheißen, „die polnischen Truppen und die polnische Zivilbevölkerung nach den atlantischen Häfen (Frankreichs) zu schaffen, wo ihre Einschiffung (nach England) erfolgen konnte. Diese Konzentration war, gemäß einer Instruktion der Regierung, bereits am 16., 17. und 18. Juni in vollem Fluß. (Zum Vergleich: Am 17. Juni wurde von den deutschen Truppen der Ueber-

gang über die Loire bei Orléans erzwungen.) Der polnische Staatspräsident (!) (dieses Scheinamt bekleidet der ehemalige Senatsmarschall Raczkiewicz) begab sich zusammen mit dem Außenminister (als solcher fungiert Jaleski) am 17. Juni nach England. Die französische Regierung lehnte trotz energischer Druckes (!) der polnischen Regierung ihre Mitwirkung bei der Evakuierung der polnischen Armee und Zivilbevölkerung ab; die französischen Schiffe verweigerten die Aufnahme von Polen. Am 18. Juni gelangte General Sikorski auf einem ihm von der englischen Regierung zur Verfügung gestellten Bomberflugzeug nach London zwecks persönlicher Rücksprache bei den englischen Stellen in der Frage der Evakuierung der Polen aus Frankreich. Am folgenden Tage fand ein Gespräch zwischen General Sikorski und dem Ministerpräsidenten Churchill statt, wobei der General den polnischen Standpunkt klarlegte: die Polen kämen nicht als Flüchtlinge nach England; 90 v. H. der zu evakuierenden polnischen Staatsbürger in Frankreich seien Soldaten, die den Wunsch hätten, Seite an Seite mit der englischen Armee für die gemeinsame Sache zu kämpfen; kaum 10 v. H. bestünde aus Zivilisten, und auch hier werde der größere Teil von Offiziers- und Soldatenfamilien, sowie von Angestellten und Beamten der polnischen Zivilbehörden gestellt. In dieser Unterredung, so heißt es weiter, habe sich England bereiterklärt, die in den französischen Häfen wartenden polnischen Truppen auf britischen Schiffen nach England zu holen. Die Evakuierung sei bald in Gang gekommen, zuerst von Bordeaux, dann von Bayonne und zuletzt von St. Jean de Luz aus. Die letzten Transporte seien am 24. und 25. Juni ausgelaufen, nachdem bereits am 22. Juni das Waffenstillstandsabkommen in Compiègne unterzeichnet worden war. „Fast alle“ in den atlantischen Häfen zusammengezogenen Polen seien auf diese Weise nach England gelangt. Die im Bereich der Maginotlinie durch das große deutsche Umfassungsmanöver gemeinsam mit mehreren französischen Armeen eingekesselten polnischen Truppenteile seien unter dem Befehl des Generals Prugar-Ketling in die Schweiz entkommen und dort interniert worden. Die in dem französischen Mandatsgebiet Syrien aufgestellten polnischen Verbände unter Brigade-

general Kopanski hätten sich dem französischen Zugriff durch den Uebertritt in das britische Mandatsgebiet Palästina entzogen. Ueber die zahlenmäßige Stärke und den technischen und moralischen Kampfwert dieser letzten Bundesgenossen Englands liegen keinerlei verlässliche Angaben vor.

Das Ende der polnischen Emigrantepresse in Frankreich

Die in Milwaukee erscheinende polnische Zeitung „Nowiny Polskie“ hat vor einiger Zeit über das Ende der polnischen Emigrantepresse in Frankreich berichtet. Danach haben als erste die drei im nordfranzösischen Industriegebiet erscheinenden polnischen Blätter, und zwar der „Narodowiec“ in Lens und der „Wiarus Polski“ sowie „Glos Wyhodzcy“ in Lille, infolge der Kriegsereignisse ihr Erscheinen einstellen müssen. Einige Tage darauf war es auch mit den in Paris herauskommenden Emigrantenzeitungen und Zeitschriften zu Ende. Es waren dies folgende von den Septemberemigranten gegründete Blätter: der „Glos Polski“, der der sogenannten „polnischen Regierung“ in Paris als „halbamtliches Organ“ diente, ferner die „Wiadomosci Polskie“, das „Slowo“ und der „Robotnik“. Ueber den Verbleib der Schriftleiter dieser Blätter wußte das Milwaukeer Blatt folgendes zu berichten. Der Herausgeber des „Narodowiec“, Kwiatkowski, hat sich als Mitglied des sogenannten „Polnischen Nationalrates“ nach England in Sicherheit gebracht. Der Herausgeber des „Wiarus Polski“, Nawrocki, ist „unbekannt verzogen“. Szapiro ist nach England geflüchtet und steht dort als Korrespondent für polnische Angelegenheiten im Dienst des „Daily Herald“. Catmackiewicz, der in Paris sein früher in Wilna herauskommendes „Slowo“ weiter erscheinen ließ, befindet sich in Loulouise, wohin sich auch Pruszyński von den „Wiadomosci Polskie“ zurückgezogen hat, während ein anderer Mitarbeiter dieses Blattes, Wittlin, nach Lourdes gegangen und der Hauptschriftleiter, Grydzewski, nach London geflohen ist. „Alle“, so schreibt das Milwaukeer Blatt, „sind wie welke Herbstblätter vom Sturm zerstreut worden.“

Von der polnischen Intelligenz in Warschau

Unter der Ueberschrift „Warschau zwischen Kaffeehaus und Kommissionsgeschäfte“ veröffentlichte die in Budapest erscheinende

polnische Emigrantenzeitung „Wieści Polskie“ am 27. August d. J. einen Stimmungsbericht aus Warschau. Der Bericht ist insofern interessant, als er die typischen Eigenschaften der polnischen Intelligenz ungewollt, aber treffend hervorhebt: die Unfähigkeit zu ernsthafter Aufbauarbeit, die Neigung, von der Hand in den Mund zu leben, das Fehlen eines sittlichen Verantwortungsbewußtseins gegenüber dem Volksganzen, das Warten auf ein Wunder und den Hang zu theatralischen Posen. Es hat in diesem Bericht u. a. geheißen: „Was macht die Intelligenz, d. h. die freien Berufe, die Beamten und Kaufleute? Feste Arbeit haben doch nur 30 bis 40 v. H. dieser Schicht, nämlich nur diejenigen von der Eisenbahn, von der Post, aus dem Versicherungswesen und den städtischen Behörden und diejenigen, denen es gelungen ist, irgendeine Beschäftigung bei den neu entstehenden Handelsfirmen zu finden... Die meisten sind zu dem Schluß gekommen, daß für die Intelligenz nur eine Beschäftigung übrig geblieben ist: der Handel. Dieses Gebiet verspricht umso größere Aussichten, als die politische Einstellung der deutschen Behörden sich den Juden gegenüber auswirken und neue Positionen freimachen muß. Man hat also zum Angriff angefaßt. Es sind ‚rein arische‘ Läden in allen Handelszweigen und in allen Stadtteilen entstanden. Infolge der Belagerungsschäden ist in Warschau das Glasgeschäft aufgeblüht, und jeder fünfte Student trägt Zollstock und Diamant in der Tasche. Wie Pilze nach dem Regen sind Kaffeehäuser entstanden. Man hat ohne Erfahrungen, ohne fachliche Vorbereitung und ohne Kapital gegründet... Kaffeehäuser gibt es viele, aber Kunden noch mehr. Die Gäste übersehen die Mängel. Schließlich besucht man das Kaffeehaus nicht des Essens wegen, sondern um der Illusion einiger ruhiger, vorkriegsmäßiger Stunden willen. Im bequemen Sessel, in der aus der Vorkriegszeit bekannten Umgebung und Gesellschaft, bedient von denselben Kellnern wie vor dem Kriege, vergißt man, daß eine Ecke des Hauses von einer Bombe abgeschlagen wurde und daß über das Land ein schrecklicher Sturm hinweggebraust ist. Viele Kaffees sind von Künstlern gegründet worden, so von Junosza Stepowski, der ruhig und selbstsicher, wenn auch zum erstenmal in seinem Leben die Rolle eines Empfangschefs spielt. Da trägt die Dwklnska Kaffee aus. Da ist die Gorczynska, die sich immer bei

den Rechnungen irrt... In anderen Kaffees bildet die Musik das Anziehungsmittel. In der gewaltigen Konditorei am Rande des Mokotower Feldes spielt das Orchester der Warschauer Philharmonie unter der Leitung von Adam Dolzycki. Und so leben die einen im Kaffee, die anderen vom Kaffee. An den Tischen blüht der typische Kriegshandelsbetrieb: Man verkauft Sweater, Seife, Socken, Hemden...“ — Mit einem Wort: Diese Intelligenz findet nicht den Absprung zu ernsthafter Arbeit; sie wartet auf irgendein Wunder; sie weiß immer noch nicht, daß die Zeiten vorbei sind, da sie von der Arbeit anderer leben konnte.

Polnische Scheidemünzen außer Kurs

In den neuen Ostgebieten tritt mit Wirkung vom 1. November d. J. eine währungspolitische Neuerung ein. Von diesem Tage an verlieren die bisher noch zugelassenen polnischen Scheidemünzen in den Ostgebieten (nicht im Generalgouvernement!) ihren Charakter als Zahlungsmittel, und zwar die Münzen über 1 Zloty, 50, 20, 10, 5, 2 und 1 Groschen. Diese Scheidemünzen werden bis zum 30. November d. J. von den in den neuen Ostgebieten gelegenen öffentlichen Kassen und den Kassen der Reichsbankanstalten im Verhältnis 2 Zloty = 1 RM in Zahlung genommen bzw. umgetauscht. Der Umtausch der 2- und 1-Groschen-Stücke erfolgt im Verhältnis 1 Groschen = 1 Reichspfennig.

Aus dem Generalgouvernement

Der frühere Fraktionsführer der Sudentendeutschen Partei in Prag, Ernst Kundt, wurde vom Generalgouverneur mit den Aufgaben eines Unterstaatssekretärs in die Regierung des Generalgouvernements berufen und gleichzeitig zum kommissarischen Leiter der Abteilung Innere Verwaltung in der Regierung ernannt. — Der Metropolit der Orthodoxen Kirche im Generalgouvernement, Dionysius, wurde in sein Amt als Bischof der Diözese Warschau und Radom eingeführt. — Bei der Abteilungsraumordnung im Amt des Generalgouverneurs wurde ein statistisches Amt für das Generalgouvernement mit dem Sitz in Krakau errichtet. Die Vornahme statistischer Erhebungen wurde der Genehmigungspflicht unterworfen. — Durch Verordnung des Generalgouverneurs wurden Erleichterungen für den kleinen Grenzverkehr zwischen dem Generalgouvernement und dem Deutschen Reich

geschaffen. Grenzausweise erhalten solche Personen, die im Grenzbezirk (10 Kilometer, in Ausnahmefällen 20 Kilometer Grenzstreifen) ihren Wohnsitz haben oder sich dort seit mindestens 3 Monaten aufhalten, wenn sie ein dringendes wirtschaftliches oder sonst berücksichtigungswertes Interesse am Grenzübertritt einwandfrei nachweisen können.

Deutsche Theaterkultur in Posen

Seit der Befreiung im September v. J. hat die Stadt Posen wieder zwei Theater, und zwar das Große Haus, das frühere Stadttheater an der Paulikirche, das im Jahre 1910 nach Plänen des Erbauers des Münchener Renaissance-theaters entstand und etwa 3000 Sitzplätze umfaßt, und das Kleine Haus, das ehemalige „Teatr Polski“ in der Berliner Straße. Beide Häuser sind in den letzten Monaten erneuert und z. T. umgebaut worden. 20 Jahre hindurch hat in diesen Häusern ausschließlich das polnische Theaterwesen geherrscht. Schon im Oktober v. J. aber hat, nur kurze Zeit nach dem Einmarsch der deutschen Truppen, die deutsche Schauspielkunst dort wieder ihren Einzug gehalten. Als erstes Schauspiel ist Schillers „Wilhelm Tell“ vom Schneidemühler Grenzlandtheater aufgeführt worden. Im Laufe des Winters folgten dann Gastspiele Berliner Bühnen, wie des Deutschen Theaters mit Theodor Loos in Shakespeares „Was ihr wollt“ und des Schillertheaters mit Heinrich George in Calderons „Richter von Zalamea“. Das Berliner Admiralstheater führte die modernisierte und umgearbeitete Müllbäckersche Operette „Der arme Jonathan“ auf. Auch Breslauer und Frankfurter (Oder) Bühnen waren in Posen zu Gast. Diese Gastspiele waren jedoch nur ein Nothelf der Anfangszeit. Es stand von vornherein fest, daß die Gauhauptstadt eigene ständige Theater mit festem Schauspielers-tamm erhalten müsse. Binnen kurzem werden nun beide Häuser ihre Spielzeit mit eigenem Personal eröffnen. Es wird täglich in beiden Häusern gespielt werden. Den Auftakt sollen die „Posener Theaterfestspiele“ bilden, die insgesamt 12 Vorstellungen in beiden Häusern bringen werden. Das Große Haus eröffnet mit Kleists „Prinz von Homburg“, dem Wagners „Lohengrin“ und Strauß' „Wiener Blut“ folgen werden. Das Kleine Haus bringt als erstes Lessings „Minna von

Barnhelm“ und läßt Schweikarts Lustspiel „Lauter Lügen“ und Goethes „Clavigo“ folgen. Das Große Haus wird weiter mit einem Ballettabend, der Ausstattungso-perette „Saison in Salzburg“, Detners Schauspiel „Isabella von Spanien“ und Verdis „Troubadour“ aufwarten, während im Kleinen Haus noch Mozarts „Die Entführung aus dem Serail“, das musikalische Lustspiel „Meine Schwester und ich“ und eine Reihe musikalischer Aufführungen vorge-sehen sind. Als Intendant der Posener Theater ist Karl Peter Heyser ver-pflichtet, der an seinem letzten Wirkungs-ort Baden-Baden das dortige Theater zu einer künstlerisch hochstehenden Grenzlandbühne entwickelt hat. Als Chef-dramaturg kommt Georg Karl Pohl, der bisher an der Schiller-Oper in Hamburg tätig war, nach Posen. Hans Tuegel, der Oberspielleiter für das Schau-spiel, hat zuletzt fünf Jahre in gleicher Eigenschaft in Königsberg (Pr) gewirkt. Musikdirektor Hanns Koessert war bisher als 1. Operkapellmeister in Halle (Saale) tätig. Als 1. Operkapell-meister wurde Winfried Zillig, der Komponist der Opern „Opfer“ und „Windsbraut“, aus Essen und als Spielleiter für die Operette Ditto Kuhlmann vom Bayerischen Staatstheater in München nach Posen berufen. Posen hatte vor dem Zu-sammenbruch von 1918 unter den deut-schen Bühnenstädten einen guten Klang, und namhafte Künstler waren damals an seinen Bühnen tätig. So hat sich Heinrich George am damaligen Posener Stadttheater seinen ersten Lorbeer erworben. Auch in Zukunft soll die Gauhauptstadt des Warthe-landes wieder eine Hochburg deutscher Theaterkultur im Osten werden.

W. Wolnowski.

„Sacheinsatz Ost“ der Studentenschaft

An den Aufbauarbeiten in den neuen Ostgebieten nimmt die deutsche Studentenschaft durch ihren „Sachein-satz Ost“ aktiven Anteil. Im Warthe-gau sind seit längerer Zeit etwa 800 Studenten und Studentinnen eingesetzt. Die Mediziner unter ihnen sind vornehmlich in den Landkreisen tätig, um die dort verbreitete Trachom-Augen-krankheit zu bekämpfen. Die Studen-ten der Hochschulen für Lehrerbildung sind vor allem beim Aufbau des deut-schen Schulwesens behilflich gewesen; mit ihrer Hilfe sind bisher etwa 100 deutsche Schulen im Warthegau errichtet worden.

Mehr als 200 Studenten der Technischen Fachschulen sind im ländlichen Bauwesen eingesetzt worden. Sie haben dort als Führer der Bautrupps, die aus je 30 bis 50 polnischen Bauarbeitern und Handwerkern bestehen, beim Einrichten der neuen deutschen Bauernhöfe und bei der Erstellung von Wohnungen für die wohnländischen Umsiedler geholfen. Die Studenten der Technischen Hochschule sind eingesetzt worden, um wichtige Unterlagen für die Wirtschaftsplanung im Warthegau zu beschaffen. 180 Studentinnen haben als Siedlerhelferinnen und Erntekinderpädagoginnen Verwendung gefunden. Der „Facheinsatz Ost“ soll nach den guten Erfahrungen, die man in diesem Jahre mit ihm gemacht hat, weiter ausgebaut werden.

Selbst arbeiten!

In der „Warschauer Zeitung“ hat sich Wilhelm Zarske vor kurzem mit einem wichtigen Problem befaßt, welches das Verhältnis des deutschen Volkes zu den slawischen Völkern betrifft. Er ist in dem Aufsatz der viel verbreiteten Irrmeinung entgegengetreten, daß es das deutsche Volk, da ihm in ausreichendem Maße fremdstämmige, vor allem slawische Arbeitskräfte zur Verfügung ständen, nicht mehr nötig habe, diese oder jene Arbeit — gedacht wird dabei vor allem an die Arbeit des Landarbeiters und des Grubenarbeiters — selbst auszuüben. Zarske zitiert in diesem Zusammenhang eine Äußerung des Generalgouverneurs Dr. Frank: „Ein Weltreich zu werden, ist nur wenigen Nationen gestattet. Wenn aber ein Weltreich ersteht, so ist das nicht nur die letzte, es auch die problemreichste Struktur eines Volkes. Nur jene Leistung, zu der wir uns selbst bekennen, wird uns durch die Jahrhunderte begleiten ... Man hört jetzt so viel von den Möglichkeiten der Beschaffung billigerer Arbeitskräfte, der Ersetzung deutscher Menschen durch andersstämmige Arbeitskräfte. Wir wollen nicht ein Weltreich von Lantienbeziehern, von Dividendengenießern, von Kolonialausbeutern sein, denn wir kennen das Schicksal der plutokratischen Weltmächte. Wir wollen und werden ein Weltreich der Arbeiter, Bauern und Soldaten, ein Weltreich der Werkleute sein, nur dadurch werden wir ein stolzes, gesundes, an ewigen Kräften reiches Volk bleiben.“ Damit, so fährt Zarske dann fort, hat der Generalgouverneur treffend

umrissen, daß die völkische Substanz unseres Volkes, seine urwüchsigen Bestandteile und die einheitlichen Kraftmerkmale in jeder Berufsgruppe nur erhalten bleiben können, wenn das deutsche Volk selbst die Arbeiter in Gruben und Hütten, auf dem Acker und in der Fabrik stellt, weil es dann erst die Berechtigung zur Erfüllung von Führungsaufgaben herleitet und weil dann auch erst von selbst aus dem Volke her die Fähigkeit zur Menschenführung erwachsen kann. So wie das deutsche Volk im Reiche Adolf Hitlers seine politische Führung nicht aus einer durch Stand und materielle Güter privilegierten Schicht, sondern aus der Volksmitte heraus erhalten soll, ebenso darf dem deutschen Volke nur das gehören, was es durch wirklich eigene Arbeit ehrlich und sauer verdient hat. Der Führungsanspruch über andere bedeutet also nicht, die Verantwortung und Verpflichtung für die Wahrnehmung einzelner Arbeitsleistungen an Andersstämmige abzugeben. Das nämlich wäre der erste Anfang zur Entwurzelung der bodenständigen Arbeit und des bodenständigen Arbeiters. Das deutsche Volk muß seine Landarbeiter, seine Industriearbeiter, seine Bergleute aus der eigenen unerschöpflichen Volksmasse stellen können, wenn es sich die Kraft erhalten will, der Macht nach außen die erforderliche Gestalt zu geben. Die Leistung eines Volkes muß eine totale sein und darf sich deshalb keinem Arbeitssektor versagen. Denn der Kräftezustrom, der gerade der politischen Führung des deutschen Volkes unserer Zeit zugeflossen ist, entströmt zu einem großen Teil den Familien, deren Väter dem Insthaus, der Dorfkate oder der Arbeiteriedlung einer Industriestadt entstammen. Diese Quelle für einen beständigen Zustrom frischer Kraft für die Führung darf nie versagen.

Budapest und die Sathmarer Schwaben

Die ungarische Regierung legt in der Frage der Sathmarer Schwaben ein sehr merkwürdiges Verhalten an den Tag. Unter den 46 Abgeordneten aus den durch den Wiener Schiedspruch an Ungarn gekommenen Gebieten, die die Regierung ins Abgeordnetenhaus zu berufen gedenkt, befinden sich wohl zwei Vertreter der Siebenbürger Sachsen, aber kein Vertreter der Sathmarer Schwaben. Die ungarische Regierung glaubt dieses sonder-

bare Verhalten damit begründen zu können, daß das Sathmarer Schwabentum auch in Rumänien keine Vertreter im Parlament gehabt habe. Diese Begründung trifft nicht zu. Denn von dem ehemaligen König Carol wurde bereits im Jahre 1939 der Abgeordnete Schönborn als Sprecher der Sathmarer Deutschen ins Bukarester Parlament berufen. Auch mutet es reichlich sonderbar an, daß sich die ungarische Regierung nicht schon vor der Benennung der deutschen Vertreter mit der deutschen Volksgruppenführung in Verbindung gesetzt, sondern die Vertreter nach ihrem eigenen politischen Geschmack ausgewählt hat. Das hat zur Folge gehabt, daß der eine der beiden von der Regierung benannten Vertreter der Siebenbürger Sachsen von der deutschen Volksgruppenführung abgelehnt werden mußte. In Budapest sollte man sich darüber im klaren sein, daß die Zeiten, in denen Renegaten wie Monsignore Pintér zu Repräsentanten der deutschen Volksgruppe in Ungarn proklamiert werden können, vorbei sind. Ueber das Schicksal der Deutschen in Ungarn wacht heute das Reich, und Ungarn ist durch Vertrag verpflichtet, die Rechte der deutschen Volksgruppe mit der Loyalität zu beachten, die sein außenpolitisches Verhältnis zum Reiche erfordert.

Der symbolische Stuhl

Anläßlich des Einmarsches der ungarischen Truppen in die Gebiete, die der Wiener Schiedsspruch vom 30. August d. J. an Ungarn zurückgegeben hat, haben überall in Ungarn Freudentumbeugungen stattgefunden, bei denen die Redner den Dank Ungarns an den Führer und den Duce ganz allgemein mit der Feststellung verbunden, daß Ungarn noch nicht genug bekommen habe! Bei der offiziellen Feier der Komitatsbehörde der vereinigten Komitate Raab-Wieselburg-Preßburg, die unter der Leitung des Obergespans Leopold Polniczky am 24. September d. J. stattfand, ist nun ein Vorfall zu verzeichnen, der die madjarische Mentalität treffend beleuchtet: Dr. Nikolaus Bittera, Professor der Landwirtschaftlichen Akademie in Ung.-Altenburg, Mitglied des Oberhauses, hat in seiner Festrede, dem Bericht des „Mosonbarmegye“ zufolge, u. a. gesagt: „Der Dank der ganzen Nation lenkt sich den beiden legendären Führergestalten zu, die heute das Schicksal Europas, ja der ganzen Welt bestimmen. Der Führer des uns freundlich gesinnten großen Deutschen Reiches, Hitler, und der Duce des mächtigen Italien, machten, mit

einer ganzen Welt kämpfend, sich zu Helfern unseres Rechtes. In Zeiten, wo sie selbst auf Leben und Tod zu kämpfen haben, inmitten der ungeheuren Sorgen, nahmen sie sich Zeit, sich mit unserem Schicksal zu befassen. Wir sind dankbar dafür, daß sie sich mit der Kraft ihres Ansehens auf unsere Seite gestellt und das uns geschehene Unrecht wenigstens vorläufig gelindert haben. Dank und Ergebenheit einer ganzen Nation für ihre Mitwirkung! Hier steht vor mir, der mit dem Trauertuche bedeckte Stuhl. Er macht uns auch in den Feierstunden darauf aufmerksam, daß unsere Wünsche noch nicht ganz erfüllt sind. Wir haben noch eine Abrechnung mit dem Schicksal! Wir sind für jede ungarische Seele dankbar, die wir zurückgewinnen. Es ist keine Undankbarkeit von uns und keine Störung der feierlichen Stimmung, wenn wir sagen, ja in die Welt hinausrufen, daß kein einziger Madjare solange ruhen wird, bis wir die alten Grenzen unseres Vaterlandes zurückerobert haben. Unsere Seele hat keine Ruhe und wird keine Ruhe haben, wir werden dafür arbeiten, danach trachten und darum kämpfen, wenn es sein muß, — aber Ungarn muß wieder von den Gipfeln der Karpathen bis zu unteren Donaureichen.“ Das erwähnte Blatt hat zu diesem Bericht folgende erklärende Bemerkung gemacht: „Zur Erinnerung an unsere Verstummlung, als Mahnmal an die Westgrenze und die Preßburger Landesgrenze steht im Sitzungssaal ein mit einem Trauertuch bedeckter leerer Stuhl mit der Aufschrift: Wir erwarten dich zurück.“ Das bedeutet also: In demselben Atemzug, in dem die Madjaren für die Hilfe des Führers danken, verlangen sie von Deutschland das Burgenland! Sie muten Deutschland zu, ihrem Größtewahn ein urdeutsches Land zum Opfer zu bringen. Sie verkünden, ergebene Freunde Deutschlands und Italiens zu sein, und treiben im gleichen Augenblick ihre überspannte Revisionspropaganda, von der diese beiden Mächte deutlich genug abgerückt sind. Sie versichern Deutschland ihre Ergebenheit und agitieren zu gleicher Zeit gegen die Selbständigkeit der Slowakei, die dieses selbe Deutschland garantiert hat. Sie feiern die Hilfe Deutschlands und Italiens, der sie die Rückgewinnung Nordsieben-

bürgens verdanken, und schwören zu gleicher Zeit heilige Eide, für die Losreißung auch Südsiebenbürgens von Rumänien „kämpfen“ zu wollen, obwohl die territoriale Unverletzlichkeit Rumäniens in seinen neuen Grenzen von Deutschland und Italien ausdrücklich garantiert worden ist. Es scheint ihnen noch nicht aufgegangen zu sein, daß hier der Punkt erreicht ist, wo es heißt: Entweder — oder!

Zur Judenfrage in Ungarn

Im „Magyarfäg“ vom 13. September machte Matthias Matolcsy einige aufschlußreiche Bemerkungen zur Judenfrage in Ungarn: „Die Lösung der Judenfrage wurde mit der Heimkehr des Kasarenlandes, des Ursprungsgebietes des Judentums, nur noch erschwert. Um eine Viertelmillion hat sich die Zahl des Judentums in Ungarn erhöht, da mit dem Oberland (dem von der Slowakei abgetrennten Gebietsteil) 82 000, mit dem Karpathengebiet (der Karpathenukraine) 69 000 und dem Siebenbürger Gebiet 92 000, insgesamt also 234 000 Juden zurückgekehrt sind. Bei der Volkszählung von 1930 wurden in Rumfungen 445 000 Personen jüdischer Konfession gezählt. Durch die natürliche Vermehrung im verflossenen Jahrzehnt und mit den Juden der heimgekehrten Gebiete leben heute im größeren gewordenen Ungarn $\frac{1}{4}$ Million Juden. (Tatsächlich ist die Zahl der Rassejuden und der jüdischen Mischlinge in Ungarn noch ganz erheblich höher; denn die vorstehenden von Matolcsy gebrachten Zahlen enthalten nur die Konfessionsjuden.) Die Judenfrage hat sich daher (durch die Vergrößerung Ungarns) nicht gemildert, sondern verschärft. In Rumfungen besaß das Judentum 5 000 000 Joch (= 2 215 000 Hektar) Grund und hatte eine weitere Million Joch (= 4 430 000 Hektar) in Pacht. 20 bis 25 v. H. des Volksvermögens und etwa 30 v. H. des Volkseinkommens hatte das $\frac{1}{2}$ Million zählende Judentum in der Hand. Das 1. und 2. Judengesetz haben an dieser Tatsache fast gar nichts geändert ... Das 2. Judengesetz ist seit anderthalb Jahren in Kraft und von dem 500 000 Joch großen jüdischen Grundbesitz wurden bisher 69 000 Joch dem Enteignungsverfahren unterworfen. Aber alle jüdischen Großgrundbesitzer haben gegen die Festsetzung des Bodenpreises Einspruch

bei der Königl. Tafel erhoben, wozu ihnen das Gesetz die Möglichkeit bietet. Das dritte Hauptgebiet bei der Lösung der Judenfrage ist das des Gewerbes, des Handels und der Finanzen. Hier zeigt sich die „Lösung“ der Krisierungsfrage sehr oft darin, daß hervorragende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und höchste Ministerialbeamte an die Spitze der Unternehmungen treten. Aber in der Leitung, im Geiste, in der sozialen Betreuung der Angestellten und Arbeiter tritt keine Aenderung ein. Im wesentlichen ist auch das jüdische Vermögen und Einkommen unverändert geblieben, nur die Verwaltung geht in einer diskreteren Form vor sich.“

Aus dem Regierungsbezirk Zichenau

Im Regierungsbezirk Zichenau gibt es rund 30 000 Deutsche. Für sie wurden bisher 72 Volksschulen errichtet. In Freilanden, unweit Zichenau, ist eine höhere Schule mit Internat eröffnet worden; sie ist in erster Linie für die Kinder der in den Regierungsbezirk berufenen deutschen Beamten bestimmt. Plozk hat eine deutsche Mittelschule erhalten. Es ist geplant, für die Volksdeutschen gewerbliche und landwirtschaftliche Fachschulen ins Leben zu rufen. Die Planungen für den Ausbau der Städte sind fertig. In Zichenau selbst ist mit dem Bau von Wohnhäusern für etwa 2000 Beamte bereits begonnen worden. Es wird dort ein neues, deutsches Viertel entstehen.

**Zeige
Dich des
Opfers der
Verwundeten
würdig:
Spende für
das Deutsche
Rote Kreuz!**

Die berühmte
Erika
MAUMANN

Gustav
Goertz
Allenstein.
TEL. 2264

Holzwerke Alfred Ehmer & Co. A.-G.

Säge- u. Hobelwerke • Holzgroßhandlung

Memel 2

Mühlenstraße 121-22
Fernsprecher 2171

Memel

Mühlendammstraße 7
Fernsprecher 3022

Qualität — unser Leitwort

F. LASS & CO.

Memel, Straße der SA 14-16

Seit 1858

ein zuverlässiges Geschäft
für gute Spinnstoffwaren

Bruno Dumont du Voitel

Kohlenhandels-gesellschaft m. b. H.

Kohlen  **Briketts**
Koks **Holz**

Laaser & Neumann

Kurt Scharffetter / Memel

Kolonialwaren-, Weingroßhandlg.
Schokoladenfabrik LASCHA

Werbt für „Ostland“

Otto Großmann G.m.b.H.

Memel * Fernsprecher 4155

Bahnamtl. Speditionen, Verzollungen
Kontrollen, Schiffahrt, Möbeltransport

Memeler Wach- und Schießgesellschaft

Kraffzik & Co.

Telefon 4220

Memeler Textilfabriken

G. m. b. H.

Memel

Spinnereien u. Webereien

für Baumwolle, Zellwolle und Wolle

In der NSV finden
sich die Starken zu
einer Gemeinschaft
zusammen, um als
Schildträger vor
dem Leben des
Volkes zu stehen

C. F. Schwerdter

MEMEL Fernruf 2145

Eisenwaren **Werkzeuge**
Haus- u. Küchengeräte. Waffen u. Munition für Jagd u. Sport
Angelgeräte, Wintersportartikel

SCHUHWARENHAUS

Max Conrad, Memel

gegr. 1848

Ältestes Fachgeschäft am Platze

**Grenzfragen
sind Lebensfragen
der Nation!**

**Aktiengesellschaft für Zellstoff-
und Papierfabrikation / Memel**

Ungebleichte Cellulose
Packpapiere / Spiritus

**Gebr. Gronau
Memel**

Großhandlung für Kurzwaren,
Papierwaren, Seifen u. Waschmittel

Besuchen Sie
die

Wiener Konditorei

Memel

an der Börsenbrücke

Fernsprecher 3257

Kronen Drogerie



Inh.: A. Lindenau

Drogen - Farben - Kosmetik - Foto
Artikel für den Haushalt — Verbandstoffe
Memel, Börsenstr.13 / Tel. 4314

Treff  Aller

ist die behagliche **Gaststätte**

„Zum Franz'1“

Hermann - Göring - Straße 10

*Anerkannt gute Küche
Gut gepflegte Biere
Gut gepflegte Weine*

Qualitätsbiere

Memeler Aktien-Brauerei

Korn- und Likörfabriken

Mineralwasserfabrik / Weingroßhandlung

Hotel „Baltischer Hof“

Tel. 4914/15 Memel Tel. 4914/15

Das altbekannte Reisehotel

Heydekrug

Spare bei Deiner Kreis - Sparkasse Heydekrug

mit Zweigstelle in Coadjuthen

und Annahmestellen in Ruß,

Kinten, Saugen u. Jugnaten

Oeffentliche mündelsichere Anstalt

Dampfmolkerei

Bellgard

Heydekrug / Telefon 168

Volksbank Heydekrug

Heydekrug · Pogegen · Ruß

Gegründet 1865